16319 4889

Zur Aufrechterhaltung der Ordn

und zur Vermeidung von Differenzen werden n
geehrten Kunden um gefällige Beachtung nachstehe
Bedingungen gebeten:

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰,
jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr.

Wer ausnahmsweise ein Buch zu erh
wünscht, ohne das umzutauschende gleich mitzubrin
hat Letzteres **an demselben Tage** nachzuliefern;
schieht dies erst am folgenden oder einem späteren T
so wird es als Extrabuch berechnet.

Wünscht ein Leser sein Abonnement aufzugeben
hat derselbe das Buch oder die Bücher am Verfallt
zurückzuliefern und etwa restirendes Lesegeld zu berichti
Geschieht dies nicht persönlich, so erhält der Ü
bringer auf Verlangen eine Bescheinigung, daß
Bücher abgeliefert und etwaige Rückstände beglichen

Das Lesegeld ist für so lange zu entrichten,
man die Bücher in Händen hat, **wenn dieselben a
nicht gewechselt werden.**

Abonnementsbücher können nach Belieben, je
nicht häufiger als einmal täglich gewechselt wer

Meine geehrten Kunden ersuche freundlichst, die Bü
schonend zu behandeln, namentlich sie nicht durch so
nannte **Eselsohren, Randbemerkungen, Un
streichen** 2c. zu verunzieren, sie nicht **umzubrec**
(mit den Außenseiten der Deckel gegeneinander),
bei Regenwetter dafür zu sorgen, **daß sie nicht
werden.**

A. B. Laeisz

HAMBURG.
Gr. Burstah 1.

ALTONA,
Rathhausmarkt

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/todteundlebendee21gage

Todte und Lebende.

Erinnerungen

von

Carlos von Gagern.

Zweite Reihe.

Berlin 1884.
Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

RBR
Jantz
#1164
Bd 2

Jules Favre

und

Adolphe Thiers.

Schon während meiner Kriegsgefangenschaft, von Evreux aus, war ich außer mit Neffzer, dem Chefredakteur des „Temps", mit dem Herausgeber der „Revue du monde colonial, asiatique et américain", Herrn Noirot, brieflich in Verbindung getreten. Ich hatte ihm den Vorschlag gemacht, für die von ihm geleitete Monatsschrift, die eine stattliche Reihe hervorragender Mitarbeiter zählte, unter Andern Cortambert, Fonvielle, Reclus, Lamarque, Clavairoz und Torres-Caïcedo, Beiträge über Mexiko zu liefern. Noirot nahm in einem sehr schmeichelhaften Schreiben mein Anerbieten an, nur behielt er sich, was unter den damaligen Verhältnissen begreiflich war, das Recht vor, ab und zu den Rothstift walten zu lassen, um eventuell einer Beschlagnahme vorzubeugen.

Als im Sommer 1864 auch für die der republikanischen Sache treu gebliebenen Gefangenen der Tag der Freilassung kam, befanden sich die wenigsten von uns in der Lage, sofort ihre Heimreise anzutreten, welche um so schwieriger und kostspieliger war, als unsere Regierung sich gezwungen gesehen hatte, ihren Sitz im fernsten Norden des Landes, in Paso del Norte, aufzuschlagen, und dieser Ort von New-York aus nur mittelst einer langwierigen Postreise — von den heute den westlichen Continent durchquerenden Eisenbahnlinien bestand noch keine — erreicht werden konnte, während allein für eine verhältnißmäßig kurze

Strecke Schienenwege zu benutzen waren. Man hatte in Frankreich sogar die sich später als fälschlich herausstellende, freilich von Anfang an unwahrscheinliche Nachricht verbreitet, Präsident Juarez habe den Kampf aufgegeben und sich nach New-Orleans geflüchtet.

Viele der Ex-Gefangenen, weil der französischen Sprache nur ungenügend mächtig, suchten und fanden ein provisorisches Asyl in Spanien. Andere, zu denen ich gehörte, glaubten sich die Mittel zur Reise leichter in Paris zu beschaffen, denn auf eine Unterstützung seitens unserer, selbst mit den äußersten Finanznöthen kämpfenden Regierung war schlechterdings nicht zu rechnen. Wir spielten gewissermaßen eine ähnliche Rolle wie die französischen Emigrirten zur Zeit der ersten Revolution, die ja auch, um sich das zu ihrer Existenz Erforderliche zu verdienen, auf ihre eigne Arbeit angewiesen waren und in der Regel sich zu einer verstehen mußten, welche mit ihrer früheren Lebensstellung wenig im Einklang stand. Da war ich noch glücklicher daran. Ich brauchte nur wieder das Schwert mit der mir nicht ungewohnten Feder zu vertauschen, und in Frankreich mehr als in Deutschland nährt die Feder ihren Mann.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Paris suchte ich Noirot auf. Er war noch jung, von gewinnendem Aeußern, gebildet, freisinnig und kam mir mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Bald erschien mein erster Artikel über „Le Mexique contemporain". Allerdings war gleich die Einleitung stark beschnitten worden. Immerhin blieb Manches stehen, was in den maßgebenden Kreisen Anstoß erregte.

Meinen Standpunkt präcisirte ich dahin, daß, um eine Nation richtig zu würdigen, man ihr eine wenigstens instinctive Zuneigung entgegenbringen müsse, im Gegensatz zu dem katholischen Spruche: „Um die menschlichen Dinge zu lieben, muß man sie kennen; um die göttlichen Dinge zu kennen, muß man sie lieben". Ich erklärte offen, aus Patriotismus würde ich mich

bemühen, die Wagschale zu Gunsten des arg verleumdeten Mexiko zu neigen, und die mannigfachen Vorzüge, durch welche die mexikanische Nation sich auszeichnet, in ein helleres Licht zu stellen.

Wo alle Welt anklage, schmähe, angreife, sei es überdies unter keinen Umständen großmüthig, die Zahl der Gegner zu vermehren, edler sei es, nach Art der Ritter des Mittelalters, den Schwachen gegen den Starken zu vertheidigen. Ich schloß:

„Frankreich hat ein Interesse, Mexiko zu kennen.

„Mexiko hat ein Interesse, von Frankreich gekannt zu werden.

„Die Sache der Freiheit, der Menschlichkeit und des Fortschritts haben ein Interesse, daß aus dieser vollkommeneren Kenntniß anstatt einer künstlichen und dynastischen, eine aufrichtige und nationale Bundesgenossenschaft zwischen den beiden Völkern erstehe."

Das war eine ziemlich freie Sprache unter der Regierung eines Louis Napoléon!

Auch meine Theorie vom Erfolge, wenngleich Noirot sie ebenfalls erheblich abschwächte, mochte gewisse Ohren verletzen. Ich sagte unter Anderem:

„Seit dem Beginne der geschichtlichen Zeiten hat die Welt eine ununterbrochene Reihenfolge von Religionen gesehen. Mit den Trümmern eines gestürzten Altars wurde sofort ein neuer aufgerichtet. Aus dem Himmel vertrieb man die alten Götter, nur um unverzüglich neue einzusetzen.

„Allein ein Cultus ist Jahrhunderte hindurch aufrecht geblieben, aber unglücklicherweise der unmoralischste und unlogischste von allen, nämlich der des Erfolges.

„Vor diesem launischen Götzenbilde werfen sich heute noch, und werden es voraussichtlich noch lange thun, die Massen anbetend in den Staub. Hat man Erfolg gehabt, so ist jedes Verbrechen vergeben: das ist die ganze Moral der Anhänger jenes Cultus. Dieser Mensch hat es zu etwas gebracht, also

ist er fähig; jener ist gescheitert, also fehlt ihm Begabung: das ist ihre Logik.

„Oeffnet ein beliebiges Geschichtswerk, neben der Verherrlichung der Starken findet Ihr stets das entsetzliche vae victis!"

Dann folgte, in strikte stem Gegensatz zu dem verblendeten Heldenverehrer Thomas Carlyle und zu Michel Chevalier, dem Panegyriker des grausamen Abenteurers Hernan Cortéz, eine Philippika gegen die sogenannten großen Männer.

Die Hauptursachen der damaligen Degeneration der mexikanischen Nation glaubte ich zu entdecken, einmal in der unvollständigen Amalgamirung der Racen, aus welchen sie zusammengesetzt ist, ferner in der ihr von ihren früheren Unterdrückern, den Spaniern, zurückgelassenen verhängnißvollen Erbschaft.

Ich schrieb: „Die furchtbarste Marter, welche man einem jungen, kräftigen, strebsamen Manne auferlegen kann, ist die, ihn an einen hinfälligen Greis anzuketten, der nur an Ruhe denkt, während jener die ihm innewohnende Thatkraft durch unausgesetzte Bewegung zu bethätigen wünscht.

„Wenn man unter ein gemeinsames Joch gekoppelt sieht das geflügelte Musenroß und den schleppfüßigen Stier, kann man da sich wundern daß Pegasus nicht seinen Flug zur Sonne nimmt und nur mühsam seinen plumpen Genossen mit sich fortreißt?

„Die Zusammenschmiedung zweier Racen, von denen die eine bestimmt ist, von der Erde zu verschwinden" — die indianische — „während die andere" — die kaukasische — „im höchsten Grade das Lebensprinzip in sich trägt, ist eine Thatsache, die auf das Wesentlichste den Fortschritt der Civilisation in einem Lande hindern muß."

Hieran knüpfte ich meine Neueintheilung der Menschenracen in drei, anstatt der noch ziemlich allgemein angenommenen in fünf, indem ich dieselben, nach Analogie jedes einzelnen Menschen,

welcher wächst, zum Höhepunkt seiner Entwicklung gelangt und dann langsam abstirbt, als aufsteigende: die die Kindheit repräsentirende der Neger, als kulminirende, männliche: die kaukasische, als absteigende, greisenhafte: die amerikanische, mongolische und malaiische klassificirte, und auch hinsichtlich der Racen das beim Ausbau der gesellschaftlichen Ordnung hervortretende Streben nach Einheit konstatirte, dem entsprechend allein die kaukasische fortbestehen und alle übrigen, freilich in unberechenbaren Zeiträumen, absorbiren werde.

Die in dieser Auffassung liegende scheinbare Grausamkeit widerlegte ich folgendermaßen:

„Man darf sich hierbei keinem falschen Mitleid hingeben. Man darf nicht klagen und jammern über das Endschicksal der untergeordneten Racen.

„Wenn wir die Rose bewundern und die Eiche, so bedauern wir nicht den Untergang jener unförmlichen, monstruös entwickelten Pflanzenwelt, die durch eine geologische Revolution unseres Erdballs verbrannt und verkohlt wurde.

„Die Majestät des Löwen, das Ebenmaß des Pferdes, die Schnelligkeit des Hirsches lassen uns keine Trauer empfinden über das Verschwinden der Mastodonten und Ichthyosauren.

„Es berührt nicht unser Gefühl, daß das Zwergvolk der Kimbo, welches Comerson im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Innern von Madagaskar entdeckte, bereits gänzlich ausgestorben ist, daß ein ähnliches Loos sich an den von Du Chaillu beschriebenen, im äquatorialen Afrika wohnenden Obongo und Aschangi vollzieht, sowie an den von Schweinfurth ebendaselbst aufgefundenen Akka und Dokko.

„Der Tempel der Zukunft erhebt sich auf den Ruinen der Vergangenheit. Das Alte muß vergehen, damit Raum werde für das Neue. Es giebt keine abgeschlossene Schöpfung, es giebt nur ein stetiges Werden. Den selbstzufriedenen Ausspruch: „Und er sah, daß es gut war!“ — wir müssen ihn ersetzen durch den

bescheideneren, aber mit der Wahrheit im größeren Einklange stehenden: Wir wissen, daß es besser werden wird.

„Allmälig hat der Mensch aus einem affenähnlichen Wesen sich herausgebildet. Die niederen Racen bilden lediglich Durchgangsphasen seiner fortschrittlichen Entwicklung.

„Nur, was in sich den Keim einer unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit hat, besitzt ein natürliches Recht auf Bestand.

„Der Mensch als Individuum, gleichviel welcher Race er angehöre, hat Anspruch auf unseren Beistand, unsere Pflege, unsere Liebe; das Individuum muß indeß zurücktreten, wenn es sich um den Fortschritt des gesammten Menschengeschlechts handelt.

„Moses mußte durch das rothe Meer ziehen, um in das gelobte Land einzudringen; so durchschreitet der Fortschritt oft ein blutgeröthetes Meer, um der Erfüllung seiner Ideale näher zu kommen. Er gleicht dem Wagen jenes hindostanischen Gottes, dessen gewaltige Räder Alles, was sich ihm entgegenstellt, zermalmen. Das Leben entsprießt dem Tode, wie die auf ein Grab gepflanzte Rose ihren berauschenden Duft aus der ekelhaften Verwesung eines Leichnams saugt."

Ich hatte die Freude, diese Theorien von dem hervorragenden deutschen Geographen und Ethnologen Carl Andree in seiner Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus" besprochen und erörtert zu sehen. Auch in Frankreich machten sie einiges Aufsehen.

Noirot war mit meinen Arbeiten sehr zufrieden, und wir schlossen uns enger an einander an. Ihm verdankte ich die Einführung in litterarische und wissenschaftliche Kreise, in deren Mitte ich anregende Stunden verlebte. So lernte ich auch durch ihn den der berühmten französischen Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie angehörenden, 1876 in Paris verstorbenen Ambroise Firmin Didot kennen, der neben seiner professionellen Thätigkeit ein ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller, hauptsächlich Kenner alter Sprachen und ein begeisterter Bibliophile war, wie es die vielen von ihm gesammelten, jüngst zur Ver-

steigerung gelangten seltenen Ausgaben älterer Werke beweisen. Im Jahre 1864 war er mit der Herausgabe seiner „Biographie universelle“ beschäftigt, die entgegen der von Michaud veranstalteten zweiten Auflage eines ähnlichen Werkes, welches royalistischen und klerikalen Ideen huldigte, trotz angestrebter Objectivität unverkennbar freisinnige Anschauungen vertrat.

Didot's Buchhandlung liegt in der Rue Jacob. An der Ecke der Rue des Saints Pères befand sich damals ein Café, wo hauptsächlich Schriftsteller verkehrten, und wohin sich auch jener alte Herr, eine vornehme und imposante Erscheinung, bisweilen des Sonntags Vormittags begab, um eine Partie Domino zu spielen. Dort stellte Noirot mich ihm vor, und ich hatte den Treffer, in der Unterhaltung mit ihm ein Thema zu berühren, für welches Didot sich lebhaft interessirte, nämlich die Oden Anakreons, die er ins Französische übersetzt, und mit denen ich selbst mich früher zufällig eingehender beschäftigt hatte. Beim Aufbruch lud er er mich ein, ihn zu besuchen. Am nächsten Tage schon kam ich seiner Einladung nach.

Ich drückte ihm den Wunsch aus, als Mitarbeiter für das biographische Lexikon bei ihm einzutreten.

„Wir sind zwar schon ziemlich weit vorgeschritten“, entgegnete er mir, „wir stecken tief im Buchstaben S. Das wäre indeß kein ernstliches Hinderniß; die Frage ist nur, ob Ihr Styl sich gerade für eine derartige Arbeit eignet.“

„Wenn auch vielleicht“, erwiderte ich, „noch nicht mein heutiger, so doch, wie ich hoffe, mein morgiger, und übermorgen wird es noch besser gehen.“

Er lächelte über mein Selbstbewußtsein, ließ den Leiter des Werkes, Louisy, früheren Professor der klassischen Sprachen an der Ecole normale rufen, und bat ihn, nachdem er uns mit einander bekannt gemacht hatte, mir einen der nächsten Artikel probeweise zur Bearbeitung zu überlassen. Ich begleitete Louisy sofort auf sein Bureau. Dieser, ein kleines, etwas zusammen-

getrocknetes Männchen, das Gesicht mit einem kurzgeschnittenen dichten, dunklen Bart bedeckt und, obgleich er keine Brille trug, der Typus eines Gelehrten, sagte mir kurz:

„Schreiben Sie, bitte, die Biographie von Stapß, möglichst gedrängt, höchstens 40 Zeilen lang. Hier" — dabei wies er auf die rings an den Wänden des Zimmers aufgestellten Bücherbretter — „finden Sie alle nöthigen Hilfswerke."

Damit setzte er sich, ohne sich weiter um mich zu kümmern, an seinen Schreibtisch und vertiefte sich in seine Correkturen.

Stapß? grübelte ich. Wo habe ich doch gleich jenen Namen gehört? Dunkel erinnerte ich mich, daß er mit Napoléon I. in Verbindung stand, doch wo und wann? Ein Deutscher muß es jedenfalls sein. Also — suchet und Ihr werdet finden.

Bald fand ich denn auch, was ich suchte. Stapß war jener junge Mann, der sich am 13. Oktober 1809 nach Schönbrunn begeben hatte, um den Franzosenkaiser zu ermorden, aber als verdächtig festgenommen, und da er das beabsichtigte Attentat unerschrocken eingestand, vier Tage darauf erschossen wurde. Mein kleiner Artikel war bald fertig. Ich reichte ihn Louisy hinüber. Einige Kürzungen, die er anbrachte, abgerechnet, konnte die Arbeit passiren. In Folge davon wurden meine Dienste angenommen, und ich hatte mir nun eine ziemlich sichere Existenzbasis erworben. Jeden Vormittag verbrachte ich mehrere Stunden in den Bureaux des Didot'schen Verlags oder stellte Quellenforschungen an in den öffentlichen Bibliotheken. Unter der Leitung Louisys, mit dem ich nach und nach befreundet wurde, verbesserte sich mein französischer Styl von Tag zu Tag, indem ich lernte, mit wenigen Worten viel zu sagen; er wurde concifer und prägnanter, und dankbar denke ich noch an jenen Freund zurück, der stets bereit war, mir rathend an die Hand zu gehen, und dessen stammenswerthes Gedächtniß ich wiederholt Gelegenheit hatte zu bewundern. Sein Kopf war eine unerschöpfliche Fundgrube vielseitigsten Wissens; Louisy glich einem lebenden Conversationslexikon.

Besonders gut gefielen dem alten Didot meine Artikel über David Strauß und über Struensee. Um letzteren zu schreiben, hatte ich in aller Eile mich einigermaßen mit der dänischen Sprache vertraut machen müssen, denn es war nothwendig gewesen, in der Bibliothek Sainte-Geneviève einige in jener Sprache geschriebene Bücher und Manuskripte zu consultiren, die von dem nordischen Reformator — ich betrachtete ihn als Vorläufer der französischen Revolution — handelten.

Mit Louisy blieb ich, nachdem ich Paris wieder verlassen, noch eine Zeitlang in Correspondenz. Der arme Noirot erlitt ein trauriges Ende. Eines Tages begleitete er seine Braut auf einem Ausfluge ins Grüne. Arm in Arm mit ihm am Ufer der Seine hinwandelnd, bemerkt sie einige hart am Wasser blühende Blumen. Sie wünscht sie zu besitzen. Noirot beugt sich nieder, um sie zu pflücken, verliert das Gleichgewicht, stürzt in den Fluß und ertrinkt vor den Augen des jammernden Mädchens.

Meine litterarischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen nahmen indeß nicht meine ganze Zeit in Anspruch. Es gelang mir, auch mit berühmten Politikern in nähere Beziehungen zu treten, selbstverständlich ausschließlich mit liberalen, und diesen Bekanntschaften widmete ich ebenfalls mehrere Stunden täglich.

Zunächst will ich jedoch von meinem Besuch bei Alexander Dumas père erzählen. Ein Freund hatte mich bei ihm eingeführt.

Dumas, mit ausgestreckten Händen auf mich zutretend, empfing mich mit einer Herzlichkeit, als ob wir seit Jahren schon miteinander bekannt wären. Das runde, volle, bräunliche Gesicht, welches die Mulattenabstammung nicht verleugnete, strahlte förmlich von Gutmüthigkeit. Obgleich sein dichter, wulstiger Haarwuchs schon einige Silberfäden zeigte, hatten sein Auftreten und sein Benehmen doch etwas ausgeprägt Jugendliches. Die schwarzen Augen funkelten von Lebenslust. Ungetrübte Freude am Dasein schien ihn

ganz und gar zu erfüllen. Er war eben Sanguiniker und Optimist, gleich zugethan den sinnlichen wie den geistigen Genüssen, von kräftiger Körperconstitution, von leicht zu entflammendem Herzen, von unverwüstlich guter Laune und von einer phänomenalen Arbeitskraft.

Wir sprachen von Mexiko. Dumas nahm den lebhaftesten Antheil an Land und Leuten. Alles Neue erpackte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Vielleicht entstand während unserer Unterhaltung in seinem fruchtbaren Kopfe bereits der Plan zu einem mexikanischen Roman. Interessant war es, zu verfolgen, wie die wechselnden Eindrücke sich auf seiner beweglichen und ausdrucksvollen Physiognomie widerspiegelten. Man vergaß ganz und gar, daß er bereits einundsechzig Jahre alt war. Bisweilen glaubte man ein großes Kind vor sich zu sehen; selbst der unbedeutendste Anlaß brachte ihn zum Lachen, wobei er immer seine vollzähligen weißen Zähne zeigte, und dieses war so ungezwungen, so natürlich und darum so ansteckend, daß man nicht umhin konnte, mit einzustimmen.

Sollte diese Charakteristik nicht eine Bestätigung meiner Behauptung liefern, daß, wie ich einmal gesagt habe, Angehörige der afrikanischen Race auch im Greisenalter noch manche Züge der Kindheit bewahren? Sollte die kindliche Jovialität, welche im alten Dumas zu Tage trat, nicht darauf zurückzuführen sein, daß er einige Tropfen Negerbluts in seinen Adern hatte?

Alexander Dumas lud mich zu einer musikalischen Soirée ein, welche er nächster Tage in einem zu diesem Zwecke von ihm gemietheten öffentlichen Saale geben wollte. Seine Privatwohnung war zu klein dazu. Ich erfuhr später, daß der Zweck des Festes war, eine junge spanische Sängerin, Diaz, glaube ich, hieß sie, in deren Banden der berühmte Romancier, aber als keineswegs unglücklicher Seladon damals schmachtete, einem ausgewählten Kreise der Pariser Gesellschaft vorzuführen. Berühmte Künstler, Sänger und Musiker hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Fräu-

lein Diaz, eine gluthvolle Südländerin, sang zwar weniger gut, als sie hübsch war, erntete aber nichtsdestoweniger stürmischen Beifall. Dumas war glücklich. Auch der Rest des Conzertes verlief zur Zufriedenheit. Die „Gutschmecke," wie man in Schlesien sagt, war für zuletzt aufgespart worden. Der Gastgeber hatte uns eine Ueberraschung zugedacht.

Der Flügel wurde bei Seite gerückt, einige Sessel und Sophas in einen Halbkreis gestellt, ein Teppich gelegt und damit am obern Ende des Saales — eine Bühne improvisirt. Dumas hatte für den Abend ein Lustspiel geschrieben, das nun durch die ersten Schauspieler des théâtre français zur Aufführung gelangte. Einer größeren Natürlichkeit in der Darstellung bin ich niemals und nirgends wieder begegnet. Es war, als ob die Personen, die, durch keine Lampenreihe von uns getrennt, vor uns sprachen und agirten, zu unserer Gesellschaft gehörten, als ob die durchaus nicht unwahrscheinliche Szene — die unerwartete Rückkehr eines Ehemannes von einer weiten Reise in das domicile conjugal, wo inzwischen seine junge Frau sich als Pseudo-Wittwe gerirt hatte — sich unter einem Pelotonfeuer von geistreichen Einfällen und pikanten Pointen in unserer Mitte abspielte. Nicht einen Augenblick schien in einem der Schauspieler das Bewußtsein aufzutauchen, daß er eine Rolle hersage; darum verschwand auch beim Zuschauer vollständig die Idee, daß er es mit einer Fiction zu thun habe.

Dumas suchte sich den Ovationen zu entziehen. Schließlich mußte er aber auf einen Stuhl steigen und sich von allen Seiten beglückwünschen lassen. Nachdem endlich etwas Ruhe eingetreten war, hielt er eine kurze Ansprache an „seine lieben versammelten Gäste", zunächst um seinen Dank auszusprechen für die ihm gewordene Huldigung, dann um freiwillig uns ein Versprechen zu geben:

„Sie haben heute, meine Damen und Herren", sagte er, „einer première beigewohnt. Wie man aber ein Glas zu zer-

brechen pflegt, aus welchem Einem bei einer festlichen Gelegenheit ein Trunk besonders gut gemundet hat, so erkläre ich Ihnen, daß es gleichzeitig eine dernière war. Das Stück wurde allein für Sie, allein für diesen Abend verfaßt. Kein Andrer mehr wird es hören. Nach Schluß der Soirée verbrenne ich das Manuskript."

Ich glaube, Dumas hat sein Wort gehalten.

Ein glücklicher Zufall bewirkte meine Vorstellung im Hause von Louis Garnier Pagès, dem Halbbruder des großen Patrioten und Hauptes der französischen Demokratie unter der Julidynastie, Etienne, ehemaligem Mitgliede der provisorischen Regierung, Finanzminister der Februar-Republik und eigentlichstem Urheber des jüngst in staatssocialistischer Form wieder aufgewärmten „Rechtes auf Arbeit". Wenigstens war er es, welcher Ende Februar 1848 im Namen der provisorischen Regierung dieses Recht proklamirt hatte. Nachdem er sich später ins Privatleben zurückgezogen und seine unfreiwillige Muße unter Anderm zur Abfassung der 1862 vollendeten „Geschichte der Revolution von 1848" verwendet hatte, war er im März 1864 von einem Pariser Wahlkreis neuerdings als Abgeordneter in den gesetzgebenden Körper gewählt worden, wo er sich der radikalen Opposition, damals in erster Linie durch Jules Favre, Adolphe Thiers, Jules Simon, Ernest Picard und den nachher fahnenflüchtigen Emile Ollivier, den Minister „au coeur léger". vertreten, anschloß.

Garnier Pagès hatte trotz seiner einundsechzig Jahre eine große Jugendlichkeit bewahrt; weniger im Aeußern, denn sein glattrasirtes, faltenreiches Gesicht mit scharfen, ausdrucksvollen Zügen, sowie die tief auf den Nacken herabwallenden grauen Haare gaben ihm, in Verbindung mit seiner bequemen, altmodischen Tracht und den riesigen Vatermördern etwas Greisenhaftes, wohl aber was seine Geistesfrische und seine Ansichten anbetrifft. Nicht allein war er seinen Jugendidealen treu ge-

blieben — wie wenige Männer der Oeffentlichkeit können Dieses von sich sagen! — er hatte sie sogar weiter ausgebildet, vervollkommnet und sich mit ihnen stets auf der Höhe der Zeit gehalten, wie er sich z. B. für die kosmopolitische Idee der Verbrüderung aller Völker begeisterte. Wohl aus diesem Grunde verkehrte er vorzugsweise mit jungen Männern, namentlich mit bildungsdurstigen, strebsamen Arbeitern, um sie mit seinen Erfahrungen zu leiten, mit seinen Hoffnungen auf eine nahe, bessere Zukunft zu stärken Seine unfern der Kirche St. Roch gelegene Wohnung konnte als Herd einer vorläufig sich nur auf das theoretische Gebiet beschränkenden socialistischen Verschwörung angesehen werden. Da ich nun der Meinung war und bin, unsere Epoche erheische vor Allem gesellschaftliche Reformen, und als Staatsform verdiene die republikanische hauptsächlich deshalb den Vorzug vor der monarchischen, weil sie die Durchführung jener Reformen erleichtert oder, besser gesagt, ihr geringere Hindernisse in den Weg stellt als jene, so nahm ich mit hohem Interesse an den Versammlungen Theil, in welchen oft bis spät in die Nacht hinein die Probleme der neuen socialen Organisation diskutirt wurden.

Dort traf ich auch einige Male mit dem jungen Léon Gambetta zusammen, der damals sechsundzwanzigjährig, kaum erst anfing, von sich reden zu machen und die Aufmerksamkeit eines nur kleinen Kreises von Studiengenossen auf sich gezogen hatte. Obgleich in Cahors, der Stadt Heinrichs IV., geboren, rollte bekanntlich italienisches Blut in seinen Adern. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß an zwei Wendepunkten der französischen Geschichte Italiener die Hauptrolle in ihr spielten, erst Buonaparte, dann Gambetta, nur mit dem Unterschiede, daß Ersterer niemals vollständig Franzose geworden, Letzterer es aber mit Leib und Seele war. Mit tausend Fasern hing sein Herz am Vaterlande. Er liebte „la belle France“ mehr als eine Geliebte, mehr als eine Mutter, wenn auch weniger als — sich selbst. Das Aussehen Gambetta's, mit mächtig hervorstehender Stirn

und Nase, hatte übrigens etwas vom semitischen Typus. Schon zu jener Zeit war sein Auftreten ein sehr selbstbewußtes; er wurde unwillig über jeden Widerspruch.

Glühende Freiheitsliebe erfüllte seine Brust. Auch bei Garnier-Pagès ergriff er häufig das Wort, um ihr mit südlichem Feuer Ausdruck zu geben. Neben ihr hatte aber ein ebenso glühender Ehrgeiz Platz gefunden. Er haßte mit unauslöschlichem Ingrimm den Mann des zweiten Dezembers. Wenn er aber gegen ihn und seine corrupte Regierung losdonnerte, wenn er mit vielleicht etwas schauspielerhaften Wuthgeberden die Stirne runzelte, aus dem einen schwarzen Auge Blitze schleuderte, die kräftige Faust ballte und dröhnend auf den Tisch niederfallen ließ, wenn er den Tag herbeisehnte, wo es ihm vergönnt sein würde, dazu beizutragen, die Ketten des Volkes zu brechen, da kam ihm schwerlich der Gedanke, in dem der Freiheit zurückgegebenen Lande als dessen „glücklichster Bürger" zu leben", wie Fiesco, nach der Schiller'schen Tragödie, in freilich nur vorübergehender Regung es wollte. Er hoffte vielmehr, dann einen maßgebenden Einfluß auf Frankreichs Geschicke zu gewinnen; mit einer untergeordneten Rolle hätte er sich nicht begnügt. Gewiß erstrebte er die Republik, doch die Republik mit Gambetta an der Spitze. Er vergaß, daß sie eine Institution ist, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten nicht allein für, sondern auch durch Alle besorgt werden sollen.

Aehnlich wie Fiesco von Bourgognino sagte: „Wenn diese Flammen in's Vaterland schlagen, mögen die Doria feste stehen" — urtheilte der scharfblickende Menschenkenner Garnier-Pagès über Gambetta:

„Louis Napoléon mag sich in Acht nehmen vor diesem jungen Feuerkopf!"

Er setzte jedoch sofort hinzu:

„Eben soviel hätte aber einst die Republik von ihm zu befürchten."

Diese 1864 gemachte Prophezeiung ist nur darum nicht ganz in Erfüllung gegangen, weil der Tod unverhofft und frühzeitig den „dauphin de la République“ hinwegraffte. Sonst wäre er sicher ihr Nachfolger geworden.

Bisweilen liebt es die Geschichte sich zu wiederholen. Die Ereignisse, welche sich während des siebenten Jahrzehents in Frankreich vollzogen, zeigten — mutatis mutandis — eine eigenthümliche Analogie mit der Epoche der ersten französischen Revolution. Wie 1792 auf den Trümmern des Königthums, so entstand am 4. September 1870 an Stelle des in Schmach versunkenen Kaiserthums die Republik. Nach furchtbaren, blutigen inneren Kämpfen — damals die Schreckensherrschaft, 1871 die Commune — trat zugleich mit der natürlichen Abspannung eine theilweise Beruhigung der Gemüther ein. In ihrem Schooße wurde aber beide Male durch den Ehrgeiz *eines* Mannes die Diktatur gezeitigt. Der Diktator der ersten Republik hieß Napoléon I., jener der dritten *Gambetta*. Nach dem Triumphe, welchen Letzterer am 21. Juni in der Kammer davongetragen, sagte treffend das „Paris-Journal“:

„Das war nicht allein die Rede eines Staats*mannes*, es war die eines Staats*chefs*, eine Besitzergreifung, ein oratorischer 18. Brumaire!“

Ungeachtet seines wenig anmuthigen, en face gesehen, sogar unheimlichen Aeußern gelang es *Gambetta* leicht, sich Freunde zu erwerben, aber er behielt sie nur so lange, als sie geneigt waren, seine Ueberlegenheit anzuerkennen und seinem Willen sich zu fügen. Er fühlte sich nur dann zufrieden, wenn er der Mittelpunkt seines Kreises, das Haupt seiner Umgebung sein konnte, und Dank seiner Redegabe, Dank der Energie seines Charakters, Dank seinem Selbstvertrauen, seinem Optimismus, Dank dem Glauben an seinen hohen Beruf, war er es in der That schon auf der Schule, auf der Universität und unter seinen Collegen vom Pariser Barreau. Alle seine Kameraden und Bekannten

behandelten den jungen Bohème mit einer gewissen Auszeichnung. Er war ihr Rathgeber; in Meinungsverschiedenheiten hatte er stets das letzte Wort. Albert Wolff, der im August 1880 persönliche Reminiscenzen aus seiner Bekanntschaft mit dem Löwen des Tages im „Figaro" veröffentlichte, machte über Gambetta die charakteristische Aeußerung:

„Er sprach immer, und man unterbrach ihn niemals."

Ebenso fascinirend wirkte Gambetta später auf die Massen; doch wie entschieden er auch für deren Interessen eintrat, wie sehr er sich im Anfang der siebziger Jahre um die Hebung des vierten Standes bemühte und die „neuen gesellschaftlichen Schichten — „les nouvelles couches sociales" — in ihren Ansprüchen zu befriedigen trachtete, jene Schichten hörten auf ihn zu interessiren, sobald sie sich weigerten, ihm blindlings Heeresfolge zu leisten. In seiner ursprünglichen Gewalt über die Massen wie in vielem Andern glich Gambetta Danton: hinreißende Kraft des Naturells bei verhältnißmäßiger Beschränktheit des Geistes, Leidenschaft, doch keine wirkliche Herzenswärme und dabei eine stark entwickelte Selbstsucht. Ja selbst seine Leidenschaft war häufig nur eine Maske, die er nach Bedarf anlegte und ablegte. Rein äußerlich, so zu sagen körperlich, wurde er von seiner eigenen Beredtsamkeit entflammt, wußte er doch sehr gut, daß nur auf diese Weise die Zuhörer fortzureißen sind. Nicht umsonst hatte er Diderot's „Paradoxe sur le comédien" studirt; er hatte daraus gelernt, daß Schauspieler wie Redner innerlich kalt sein müssen, um Andre — mit Berechnung — zu erwärmen.

In Gambetta steckte ein Stück Jakobinerthum. Von dem Bewußtsein seiner eigenen Vortrefflichkeit durchdrungen, scheute er auch vor Gewaltmaßregeln nicht zurück, um seine Pläne durchzusetzen. Er war durch und durch Autoritätsmensch, nur wollte er selbst mit der Autorität betraut sein. Er verlangte eine starke Staatsgewalt, doch sich als Träger derselben. Bewußt oder unbewußt neigte er zum Cäsarismus.

Dem Scherbengericht der Athener lag eine hochvernünftige Idee zu Grunde. In einer Republik darf kein Bürger sich allzuhoch über das Niveau der Gesammtheit erheben. Selbst ein Aristides mußte in die Verbannung wandern, weil das Volk es überdrüssig geworden war, ihn fort und fort „den Gerechten" nennen zu hören. Gambetta war nun allerdings weit entfernt davon, mit jenem „Gerechten" einen Vergleich aushalten zu können. Eher bestätigte er in seiner Person den psychologisch meist richtigen Satz Jean Jacques Rousseau's: „Niemals besaß ein Mensch ohne Laster große Eigenschaften." Umsomehr würde ich, wäre ich ein Franzose, laut meine Stimme erhoben haben gegen die überschwängliche Begeisterung, mit welcher man Gambetta eine Zeitlang in Frankreich feierte; mit allen Kräften hätte ich zu seinem Sturz beigetragen, um die Republik vor der Gefahr zu retten, die er sicher über sie heraufbeschworen, um zu verhindern, daß der Krämersohn aus Cahors in die Fußtapfen des Artillerielieutenants aus Ajaccio träte.

Obgleich anfänglich von Thiers, der in ihm nur den wilden Vorwärtsstürmer, den leidenschaftlichen Agitator sah, ein „fou furieux" — rasender Narr — geheißen, hatte er sich trotzdem mit seiner italienischen Versatilität und Anpassungskunst allmälig zum Opportunisten umgebildet, der mit eigener Hand den revolutionären Schweif seiner Belleviller Wähler, weil er ihm das Aufklimmen erschwerte, abschnitt und jede sich darbietende Gelegenheit für seine Zwecke ausnützte, ohne sich allzusehr um Grundsätze zu kümmern — worin ja das Wesen des modernen Staatsmannes besteht.

Wie ich Gambetta in seiner Jugend gesehen und erkannt, noch vor seinen Erfolgen in der Sache der geheimen Gesellschaft der „54" und in der Baudin-Angelegenheit, gerade so hat er sich später entwickelt. Unmittelbar nachdem er gestorben, schrieb ich über ihn, nicht vom deutschen, sondern vom republikanischen Standpunkt aus: „Ich bin gern bereit, seinen großen Eigen-

schaften volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, immerhin bleibt es fraglich, ob sein Tod nicht vielmehr als Glück, denn als Unglück für den Fortbestand der freiheitlichen Institutionen in Frankreich angesehen werden muß."

Diese Ueberzeugung hege ich noch heute.

Gerade in Bezug auf Gambetta war es angezeigt, sich an Marat's Vorschrift zu erinnern, der die Hauptpflichten eines Volksvertreters in das eine Wort zusammenfaßte: „Mißtrauen."

Nur wenig hat Gambetta erreicht von dem, was er als Ziel seines Lebens betrachtete, doch aber hätte er im Augenblicke, als er die Augen für immer schloß, zum eigenen Trost die Worte vor sich hinmurmeln können: „non omnis moriar" — nicht ganz werde ich sterben. Nein, er wird fortleben in der Geschichte als beredter Tribun, als schneidiger Parlamentarier, als unversöhnlicher Gegner der Reaktion und der clerikalen Geisterverdunkelung, als Mann der energischen That, als begeisterter Patriot, als kühner Diktator, als geschickter Politiker, aber, muß ich hinzusetzen, — als schlechter Republikaner. Er war zu ausschließlich ein Ich, um dienend als Glied sich dem Ganzen anzuschließen.

Eines Abends im Spätherbst 1864 hatte ich Garnier-Pagès gebeten, mich mit einigen seiner Collegen der äußersten Linken bekannt zu machen. Er forderte mich auf, zu diesem Zwecke ihn am nächsten Tage in den couloirs des gesetzgebenden Körpers, im ehemaligen Palais Bourbon, aufzusuchen. Am Meisten lag mir daran, mit Jules Favre zu sprechen, dem früheren Unterstaatssekretär Ledru Rollin's, als dieser im Revolutionsjahre 1848 den Posten eines Ministers des Innern bekleidete; war er es doch gewesen, der von Anfang an in der Kammer das mexikanische Abenteuer bekämpft hatte.

Schon in der Session des Jahres 1862 war von ihm in Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern der damals nur aus fünf Abgeordneten bestehenden Opposition bei der Diskussion des

Adreßentwurfs ein Amendement eingebracht worden, welches das Bedauern über jene transatlantische Expedition aussprach.

Napoléon III. hatte in der Thronrede vom 27. Januar gesagt:

„Wir würden uns mit Niemandem in Kampf befinden, wenn nicht in Mexiko das Vorgehen einer gewissenlosen Regierung — „d'un gouvernement sans scrupules" — uns gezwungen hätte, uns mit Spanien und England zu vereinigen, um unsere Landsleute zu beschützen und fernere Attentate gegen die Menschlichkeit und das Völkerrecht zu verhindern.

„Aus diesem Conflikt kann indeß nichts hervorgehen, das unser Vertrauen auf die Zukunft zu beeinträchtigen — „altérer" — vermöchte."

Gegen diese optimistische Auffassung ergriff Favre das Wort. Er bemerkte, die Expedition scheine ihm nicht hinlänglich durch das nationale Interesse gerechtfertigt, da es sich um verhältnißmäßig wenig bedeutende Reklamationen handle, und Frankreich, um deren Zahlung zu erlangen, sich genöthigt sehen dürfte, mehrere Hunderte von Millionen und Tausende von Menschen zu opfern.

Favre wußte vermuthlich damals noch gar nicht, wie lächerlich geringfügig die berechtigte französische Geldforderung war. Sie basirte auf einer 1853 mit dem Gesandten Levasseur abgeschlossenen Convention, die ihren Ursprung in den Reklamationen mehrerer in Mexiko wohnender Franzosen hatte, zum größten Theile begründet in der Werthherabsetzung der Kupfermünzen des Landes, und belief sich auf nur 120,000 Pesos, für deren Verzinsung und Amortisirung anfänglich 25 Procent der von französischen Schiffen zu entrichtenden Einfuhrzölle stipulirt waren, zu denen später, nach einem Uebereinkommen mit dem Admiral Penaud, noch 8 Procent der von Schiffen anderer Nationen zu bezahlenden Zölle hinzugefügt worden waren. Trotz der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Convention ihren Schutz

nur auf Forderungen auszudehnen haben sollte, welche von ihrem Beginne bis zu ihrem Ende sich in französischen Händen befänden, bemühte sich Dubois de Saligny das Verlangen durchzusetzen, hinsichtlich des Ursprungs der von französischen Unterthanen präsentirten Reklamationen dürfe keine Untersuchung angestellt werden, natürlich um allen möglichen Betrügereien Thor und Thür zu öffnen. Zu den 120,000 Pesos kamen später noch andere kleinere Summen, welche die ganze Schuld auf 190,845 Pesos anwachsen ließen, also auf rund eine Million Francs!

Witzig meinte Felix Pyat in seinem offenen Briefe an „Juarez und seine Freunde“:

„In der Gesammtsumme der gegen Mexiko erhobenen Reklamationen repräsentirt Frankreich nur die centimes.“

In der That betrug 1861 das Kapital der englischen Schuld 51,208,256 Pesos, das der spanischen 6,383,423 außer den rückständigen Zinsen, deren Abzahlung gleichzeitig mit der der französischen Schuld durch das bald wieder aufgehobene Gesetz vom 17. Juli 1861 auf zwei Jahre suspendirt worden war.

Dagegen hatte Mr. Seward, als Staatssekretair des Aeußern in Washington, jenen drei Cabinetten eine Lehre politischer Würde gebend, dem amerikanischen Gesandten in Mexiko, Mr. Weller, die Instruktion zugehen lassen, der mexikanischen Regierung zu erklären, die Vereinigten Staaten würden jedwede Schuldforderung, die sie etwa an die Republik haben könnten, so lange verschieben, bis das Land vollständig konstituirt, organisirt und pacificirt wäre, da sie volles Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit und den guten Willen seiner Regierung setzten.

Aber Napoléon hatte ja auch von Attentaten gegen die Menschlichkeit gesprochen. Wie sah es nun damit aus?

Gerade die in Mexiko ansässigen Franzosen waren von unserer liberalen Partei, welche sich gern der drei welthistorischen Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 erinnerte, vorzugsweise

geliebt und geachtet. Da blieb dem Gesandten Dubois de Saligny nichts Anderes übrig, als einen Mordversuch gegen sein eigenes geheiligtes Leben zu — erfinden. In Folge eines Sieges, den die Regierungstruppen im Sommer 1861 über eine reaktionäre Bande erfochten hatten, zogen Volkshaufen, jubelnd und jauchzend, Schwärmer abfeuernd und Gewehre losschießend, durch die Straßen der Hauptstadt. Als sie bei Saligny's Hause vorüberkamen, brachten sie dem französischen Volke ein Hoch aus. Bei dieser Gelegenheit drang eine verlorene Kugel in eine Gallerie des Gebäudes, in welcher zufällig der Gesandte spazieren ging, wohlverstanden, ohne ihn zu verletzen. Eine unverzüglich von Amtswegen vorgenommene genaue Untersuchung ergab, daß nicht der mindeste Grund vorlag, an eine böswillige Absicht zu glauben; es wurde sogar von Sachverständigen nachgewiesen, daß die Kugel ihrer Richtung nach Saligny gar nicht hätte treffen können. Trotzdem wurde auch dieser Zufall von Napoléon zu einem casus belli aufgebauscht.

Vornehmlich beunruhigte Favre die Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten eines fremden Landes, eine Einmischung, die, wie er sagte, nach gewissen Gerüchten zu urtheilen, mit dem Umsturz der mexikanischen Republik und der Einsetzung einer Monarchie zu Gunsten eines österreichischen Erzherzogs enden solle. Frankreich lasse sich somit in ein ungerechtes, abenteuerliches und gefährliches Unternehmen ein, bei dem es sogar höchst fraglich sei, ob es auf die aufrichtige Unterstützung der beiden Verbündeten, Spanien und England, werde rechnen können. Also schon im Frühling 1862 fehlte es der französischen Regierung nicht an Warnungen aus den Kreisen der Volksvertreter, und wenn die Warnenden auch nur eine kleine Minorität ausmachten, hat die Geschichte nicht wiederholte Beweise geliefert, daß keineswegs immer das richtigere Verständniß der politischen Lage bei der Mehrheit wohnt?

Schon damals erschien also auch des blonden Maximilian

Candidatur für den in Mexiko aufzurichtenden Kaiserthron gleich einer schwarzen Wolke am Horizont. Gleichzeitig sah man eine ganze hungrige Meute von anderen prinzlichen Bewerbern um jenen Thron auftauchen. Es war die Rede vom Infanten Don Juan, dem Vater Carlos VII., von der Schwester Isabella's II., der Infantin Luisa Fernanda, Gemahlin des Herzogs von Montpensier, den vor seiner Heirath sein Vater, der gute Rechner Louis Philippe, spaßhaft „mon dépensier" zu nennen pflegte, vom Infanten Don Sebastian, vom zweiten Sohne Leopolds I. von Belgien, dem Herzog von Flandern, von einem baierischen Prinzen, vom abgesetzten Großherzog von Toscana, von einem der Brüder des Exkönigs von Neapel und wohl noch von andern. Allerdings standen von Anfang an Maximilian's Aktien am Besten, denn sie wurden poussirt vom Kaiser der Franzosen.

Noch war es aber zu früh, diese Combination einzugestehen.

Billault, Minister ohne Portefeuille und gleichsam das officielle Sprachrohr Louis Napoléons, antwortete auf Favre's Philippika mit einer Aufzählung angeblich in Mexiko gegen französische Unterthanen verübter Gewaltakte — „avanies sans nombre". Die Expedition, sagte er, sei durchaus gefahrlos, die französischen Truppen, welche am 20. Februar Veracruz verlassen, müßten bereits in der Hauptstadt angelangt sein — bekanntlich wurden sie am 5. Mai 1862 von Zaragoza bei Puebla geschlagen und zum Rückzug gezwungen.

Bezüglich der Candidatur Maximilians äußerte er:

„Sind diese Gerüchte wirklich ernst zu nehmen? Französische Officiere sollen bei ihrem Aufbruch nach Mexiko gesagt haben, sie gingen dorthin, um für einen deutschen Prinzen ein Königreich zu gründen. Welchen Werth können solche Auslassungen haben! Trotzdem wurde der englische Botschafter durch dieselben erregt und begab sich zu unserm Minister des Aeußern, der ihm erwiderte: „Das ist nicht der Fall!"

„Cela n'est pas!" so rief Billault am 13. März 1862 dem gesetzgebenden Körper, Frankreich und der Welt zu. Aber im Auftrage seines Herrn hatte der Mann — gelogen, ebenso wie am 16. April 1849 der damalige Premierminister des Präsidenten Louis Napoléon, Odilon Barrot, gelogen hatte, als er die Erklärung abgab: „Oesterreich verfolgt die Consequenzen seines Sieges zu Novara. Die Idee der französischen Regierung ist nicht, die französische Republik sich am Umsturz der römischen Republik betheiligen zu lassen, sondern nur den Einfluß Frankreichs im Interesse der Sache der Freiheit aufrecht zu erhalten und Italien gegen Oesterreichs Heere zu schützen."

Man kann nicht oft genug auf solche diplomatischen und officiellen Lügen aufmerksam machen, damit die Völker sich nicht immer von Neuem durch sie täuschen lassen.

Auch bei Gelegenheit der Adreßdebatte der parlamentarischen Session von 1863 hatte die fünfköpfige Opposition folgendes Amendement eingebracht:

„Wir bewundern den Heldenmuth unserer Soldaten, die in Mexiko unter einem mörderischen Klima kämpfen, und wir entsenden ihnen unsere sympathischsten Wünsche; die Sorge um die nationale Ehre darf jedoch eine politische Versammlung nicht abhalten, über ein Unternehmen zu urtheilen, dessen Ursachen sie jetzt zu kennen und dessen Folgen sie vorauszusehen vermag. Frankreichs Streitkräfte dürfen nicht tollkühn — téméraire-ment — in schlecht definirte und abenteuerliche Expeditionen verwickelt werden. Weder unsere Grundsätze noch unsere Interessen riethen uns nachzuforschen, welche Regierung das mexikanische Volk wünsche."

Wieder war es, neben Picard, Jules Favre, der mit ähnlichen Argumenten wie ein Jahr früher dieses Amendement vertheidigte. Jetzt konnte er mit vollem Rechte sagen, daß durch den Mund Billaults, der 1862 die Candidatur Maximilian's als Fabel zurückgewiesen, die Regierung die Kammer

betrogen habe; ebenso brandmarkte er die Jecker'sche Reklamation und die verspätete Naturalisation dieses Schweizer Banquiers. Was waren dagegen die Schönfärbereien eines Barons Jérome David, was die Vertheidigungsrede Billault's, was dessen Anrufen der „dignité nationale", des „honneur militaire"! Phrasen, Phrasen, nichts als Phrasen! Bei einer so sorgfältig ausgesuchten, fast ausschließlich aus Jasagern, aus Mamelucken zusammengesetzten Volksvertretung verfehlten sie indessen natürlich nicht ihre Wirkung. Favre predigte tauben Ohren; seine Cassandrarufe verhallten unbeachtet. Das Amendement wurde gegen die fünf Stimmen der Deputirten, die es eingebracht hatten, abgelehnt.

Es ist begreiflich, daß ich nach diesen Antecedentien Jules Favre's, schon bevor ich in persönlichen Verkehr mit ihm trat, eine lebhafte Vorliebe für ihn hegte, und wenngleich ich mir nicht verhehlte, daß die Angriffe gegen die französische Regierung, zu welchen die mexikanische Frage ihm einen ebenso bequemen wie willkommenen Anlaß bot, weniger dem Interesse für Mexiko als dem für Frankreich selbst und dem Wunsche, in die napoleonische Politik Bresche zu legen, ihren Ursprung verdankten, so war er nichtsdestoweniger unserer damals halb verlorenen Sache ein schätzenswerther Bundesgenosse. Es drängte mich deshalb, ihm im Namen der mexikanischen Republikaner meinen Dank auszusprechen.

Die Vorstellung in den couloirs des gesetzgebenden Körpers war eine sehr kurze. Favre hatte wiederum zu reden.

„Ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten", sagte ich zu ihm, mich verabschiedend. „Wann finde ich Sie am Wenigsten beschäftigt, unbeschäftigt darf ich nicht sagen, um mich länger mit Ihnen über auch für Sie wichtige Gegenstände zu unterhalten?"

„Meine gewöhnliche Empfangsstunde", erwiderte Favre, „ist Nachmittags zwischen vier und fünf. Versuchen Sie es einmal, ob Sie mich dann einigermaßen frei finden. Gelingt es Ihnen

nicht, was wohl möglich ist, so müssen wir eine passendere Zeit ausfindig machen."

1864 in der Mitte der fünfziger Jahre stehend, hatte Favre noch seine volle Manneskraft bewahrt. Er verfügte über ein angenehmes, volltönendes Organ. Seine Beredtsamkeit, die er seit 1830, in welchem Jahre er in seiner Vaterstadt Lyon seine Laufbahn als Advokat begann, um sechs Jahre darauf nach Paris überzusiedeln, in zahllosen, namentlich politischen Prozessen ausgebildet hatte, bewahrte den forensischen Charakter, wie er früher beim französischen Barreau vorherrschte. Sie war mehr akademisch als populär und unterschied sich aus diesem Grunde wesentlich von der Gambetta's, entbehrte aber trotzdem nicht der wahrer Begeisterung für die liberalen Grundsätze entspringenden Wärme. Seine ersten Lorbeeren hatte er 1834 als Vertheidiger des Arbeitervereins „les mutuellistes" gepflückt. Später lenkte sein glänzendes Plaidoyer in der Affaire Orsini von Neuem die Aufmerksamkeit auf ihn. Als Parlamentarier bewies er eine vernichtende Logik, einen beißenden Sarkasmus, eine edle Rücksichtslosigkeit. Sogar politische Gegner vermochten nicht immer den Reizen der Favre'schen Redekunst zu widerstehen. Man erzählt z. B., daß Proudhon, der wahrlich nicht als sein Parteigenosse anzusehen ist, als er 1848, nahe der Tribüne der Nationalversammlung stehend, einer feurigen Ansprache Favre's gelauscht hatte, sich nicht enthalten konnte in wiederholte, laute Ausrufe: „c'est sublime! c'est sublime!" auszubrechen. Auch auf mich, der ich Favre häufig im gesetzgebenden Körper reden gehört habe, brachte er eine ähnliche Wirkung hervor.

Mein Liberalismus war jedoch um manche Nuance röther als der seine. Favre, gleich den meisten übrigen Liberalen, die ihre oppositionelle Vorschule unter der Regierung des „Königs mit dem Regenschirm" durchgemacht hatten, erblickte in der Republik quand même eine Panacée für alle möglichen, auch für die socialen Leiden; die Republik ist indeß, wie ich schon be-

merkte, lediglich eine günstige Vorbedingung, um die unerläßlichen gesellschaftlichen Verbesserungen einzuführen; sie ist ein Mittel zum Zweck, allerdings, wenn richtig angewendet, ein sehr wirksames, nicht aber der anzustrebende Zweck selbst. Auf diesem Standpunkt stand Jules Favre nicht. Er gehörte der Gruppe der Altliberalen an und begriff nur unvollständig die Folgerichtigkeit im Vorgehen der ersten französischen Revolution, so entschieden er sich auch als ihren Anhänger bekannte, welche mit sämmtlichen den früheren monarchischen Zuständen entsprossenen Einrichtungen und Gewohnheiten tabula rasa machen und den ganzen Gesellschaftsteig in neue Formen kneten wollte. Auch hatte Favre sich einzelne Schwankungen vorzuwerfen, z. B. als er 1848 in seiner Eigenschaft als Berichterstatter der Kommission, welche untersuchen sollte, ob Louis Blanc in Anklagezustand zu versetzen sei, sich dafür erklärte.

1864 war er der unbestritten und allgemein anerkannte, allgemein geehrte und geachtete Führer der Unversöhnlichen. Er hatte sogar eine höhere Stufe in der Liebe des freisinnigen Volkes erklommen, als die war, welche er sechszehn Jahre früher nach Ledru Rollin's Flucht als Hauptredner der Bergpartei eingenommen. Der Umstand, daß er 1848 auch eine Zeit lang den Posten des Unterstaatssekretairs im Ministerium des Aeußern bekleidet, kam ihm zu statten, um Napoleon's III. auswärtige Politik einer scharfen Kritik zu unterziehen.

War auch durch die Wahlen vom 31. Mai und 1. Juni 1863, an welchen sich von 10,004,028 eingeschriebenen Wählern 7,290,170 betheiligten, dem ursprünglich winzigen Häuflein der Opposition in beinahe sämmtlichen großen Städten der Sieg zugefallen, wie z. B. Paris in den von ihm zu wählenden neun Abgeordneten ausschließlich Gegner der Regierung in den gesetzgebenden Körper entsandte, so daß jenes Häuflein in Folge hiervon bis auf 35 angewachsen war, so hatte sich darum Favre's parlamentarische Thätigkeit doch nicht vermindert. Er fehlte bei fast

keiner Sitzung der Kammer. Immer noch leitete er in wichtigen Fragen den Angriff. Ohne sichtlich zu ermüden, vermochte er Stunden lang gegen die mannigfachen Mißbräuche der kaiserlichen Regierung zu donnern. Dann verklärte sich förmlich sein sonst merkwürdig unschönes Gesicht. Oft, wenn ich ihn so erblickte, seine vierkantige, große Gestalt zu ihrer ganzen Höhe aufgerichtet, das von wirrem Haar und in der Regel wenig gepflegtem, kurzem Vollbart umrahmte Haupt stolz in den Nacken geworfen, die Rechte, als ob sie Jupiterblitze gegen das feile Abgeordnetengeschmeiß der Majorität schleudern wollte, mit kühner Gesticulation ausgestreckt, dazu die weithin hallende Stimme, welche, wenn er sie zu voller Kraft anschwellen ließ, wie das Gebrüll eines zornigen Löwen klang — so glaubte ich, einer der Helden der ersten französischen Revolution, die von der Höhe des „Berges" herab Frankreich und später der Welt Gesetze vorschrieben, sei wiedererstanden, nur daß Favre eine weicher angelegte Natur und zarten Regungen zugänglicher war als die meisten der montagnards, bis zu dem Grade, daß er sich nicht selten von ihnen beherrschen und das Gefühl lauter sprechen ließ als den Verstand. Eine große Aehnlichkeit besaß er auch mit dem österreichischen Advokaten, Parlamentarier und Minister Giskra, den ich 1873 in Wien kennen lernte, sowohl was seine Lebensschicksale wie sein Auftreten, ja auch was seinen Charakter nach dessen guten und schlechten Seiten anbetrifft.

Neben den Pflichten, die ihm sein Mandat auferlegte, vernachlässigte er keineswegs seine Berufsgeschäfte als vielgesuchter Advokat. Allerdings glich er insofern dem hundertarmigen Riesen der griechischen Mythologie, als er in der Epoche, während welcher ich mit ihm umging, über ein zahlreiches Personal von Hilfsarbeitern verfügte, nur besaß er nicht gleich Briareos auch fünfzig Köpfe. Sein einer mußte genügen, die ganze vielräderige, complicirte Maschine zu lenken.

Außerdem wußte er sich Zeit zu erübrigen, um zu studieren

und juristische wie politische Artikel zu veröffentlichen, für welche er als Redakteur des „Droit“ und des „National“ sich eine treffliche Schulung angeeignet hatte. Sogar auf dem Felde der schönen Litteratur versuchte er sich und verfaßte mehrere Bluettes, Proverbes und kleine Lustspiele, von denen jedoch, soviel ich weiß, nur äußerst wenige gedruckt worden sind.

Selten ist mir ein so viel beschäftigter Mann vorgekommen, selten habe ich Gelegenheit gehabt, eine so unermüdliche Arbeitskraft zu bewundern.

Wenige Tage nach meiner Vorstellung machte ich den Versuch, Jules Favre in seiner Wohnung zu treffen. Was er vorhergesehen, trat ein. In dem saalartigen, mit grünen Sammetmöbeln versehenen Vorzimmer fand ich, als wäre es das eines Ministers, eine Menge von Personen, fast ausnahmsweise den besseren Ständen angehörend, Herren wie Damen versammelt, die Alle des Augenblicks harrten, das Sanctum des berühmten Rechtsgelehrten betreten zu dürfen. Galonnirte Diener gingen geschäftig auf und ab. In Favre's Bureaux angestellte Advokaten ertheilten im Namen des maître einzelnen Clienten den gewünschten Aufschluß. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, ein lebhaftes Treiben, ein dumpfes Summen vieler, meist im Flüstertone geführter Unterhaltungen.

Noch immer kam die Reihe nicht an mich. Wenig geübt in der Kunst des Antichambrirens, fuhr ich verstimmt nach Hause.

Am nächsten Morgen jedoch erhielt ich von Favre einen äußerst liebenswürdigen Entschuldigungsbrief.

„Ich dachte es mir gleich“, schrieb er mir darin, „daß Sie zu meiner gewöhnlichen Empfangsstunde nicht würden zu mir dringen können. So erlaube ich mir denn, Sie schon jetzt zu meinen intimes zu zählen, und stelle mich Ihnen deshalb zu zwei anderen Tageszeiten zur Verfügung: um ernsthaft über Politik zu reden — des Morgens um halb sechs Uhr in meinem

Arbeitszimmer; um gemüthlich von allem Möglichen zu plaudern, des Abends um halb elf Uhr in meinem Salon."

Früh um halb sechs? Im November? Im langschlafenden Paris? Ich traute meinen Augen kaum, doch da stand es deutlich zu lesen. So opferte ich denn meinen Morgenschlummer, und an einem der nächsten Tage, noch vor fünf Uhr, verließ ich meine in der Avenue de la Motte Piquet, im militärischen Viertel, nahe dem Champ de Mars gelegene Wohnung, um mich von einem Fiacre, Kutscher und Pferd gleich schlaftrunken, nach der wohl eine halbe Stunde entfernten Amsterdamerstraße fahren zu lassen.

Hausflur und Treppenflucht fand ich bereits hell erleuchtet. Ein Diener meldete mich an. Einen Augenblick darauf stand ich vor Jules Favre, der in einen türkischen Schlafrock gehüllt, in seinem prachtvollen, dabei aber sehr wohnlichen, von mehreren Lampen erhellten Studierzimmer am Schreibtische saß. Unmittelbar nachdem ich eingetreten, servirte man den Kaffee, und nun konnten wir, die Cigarre im Munde, ungestört über die mexikanischen Angelegenheiten sprechen.

Ich erhielt ziemlich regelmäßig wahrheitsgetreue Nachrichten aus der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten Juarez, auch bisweilen Briefe von diesem selbst, ebenso aus anderen Orten der Republik von Freunden und Gesinnungsgenossen. Ich war somit in der Lage, Favre stets auf dem Laufenden der dortigen Ereignisse zu halten und ihm wegen meiner genauen Kenntniß der Verhältnisse und Personen auf alle seine Fragen die gewünschte Auskunft zu ertheilen.

Derartige Morgenbesuche habe ich ihm manche abgestattet. Bald waren wir uns geistig so nahe getreten, als seien wir durch jahrelange Bekanntschaft mit einander verbunden. Häufig stellte ich ihm, auch der Form nach schon zu fertigen Reden umgearbeitet, die wesentlichsten Mittheilungen, welche mir von drüben zugegangen waren, zusammen, und es machte mich

innerlich lachen, zu sehen, wie er in der Kammer die Regierung und ihre Anhänger, auch seine Collegen von der Opposition, mit seinen aus ihnen unbekannter, sicherer Quelle geschöpften Informationen verblüffte.

Wenn ich nun, was ebenfalls nicht selten geschah, noch am Abend, nachdem ich schon in der Frühe mit ihm zusammengewesen war und am Nachmittag im corps législatif ihn hatte reden hören, seinen Salon betrat, so fand ich ihn, trotzdem er die Anstrengungen eines voll ausgenützten Tages hinter sich hatte, körperlich und geistig so frisch, als ob er sich einem langen dolce far niente hingegeben hätte. Er war der aufmerksamste, heiterste Wirth und verstand es, Lust und Leben um sich zu verbreiten.

In einer dieser interessanten Réunions, dem Sammelplatz vieler politischer, litterarischer und wissenschaftlicher Coryphäen, gelangte zur Feier des Geburtstages seiner jungen, doch schon erwachsenen Tochter, von Dilettanten aufgeführt, ein reizendes Lustspiel zur Aufführung, wenn ich nicht irre, war es das später unter dem Titel „Trait d'union" veröffentlichte, das ihr zu Ehren der aufmerksame Vater gedichtet hatte. Durch das stupide und unmoralische, in Frankreich geltende, nun aber endlich, Dank Naquet's Propaganda, aufgehobene Verbot der Ehescheidung war dieser verhindert worden, deren Mutter, eine von ihrem nominellen Gatten seit Jahren getrennt lebende Frau, vor aller Welt zu seiner Gemahlin zu machen.

Im Frühling 1865 kurz vor meiner Rückreise nach Amerika sah ich Favre zum letzten Male. Wohl hatte er später noch die Genugthuung, seine düstern Prophezeiungen über den Ausgang der mexikanischen Expedition durch die Thatsachen bestätigt zu sehen, ebenso die, dem ruhmlosen Untergange der von ihm so sehr gehaßten napoleonischen Herrschaft beizuwohnen. Aber diese doppelte Genugthuung war keine reine. Immer war es Frankreich, sein von ihm heiß geliebtes Frankreich, welches in Mexiko eine schwere

politische Niederlage erlitten hatte; immer war es wiederum Frankreich, welches, um von seinem Dezemberkaiser befreit zu werden, eine fremde Invasion über sich ergehen lassen und unermeßliche Opfer hatte bringen müssen.

Dazu wollte es Favre's Unstern, daß gerade ihm als Mitglied der Regierung vom 4. September und an die Spitze des Ministeriums des Aeußern gestellt, die schwierige und undankbare Aufgabe zufiel, über den Frieden und die Räumung des Landes mit einem diplomatischen Gegner unterhandeln zu müssen, gegen den noch Niemand hat aufkommen können. Er mußte nothwendig den Kürzern ziehen, er mußte Fiasko machen, einmal weil damals schon die Sache Frankreichs definitiv verloren war, dann weil er gegenüber dem realistischen Grafen Bismarck die Dinge hauptsächlich vom Standpunkte des Gefühls, der Begeisterung, des Enthusiasmus auffaßte. Sein „keinen Zoll breit von unserem Boden, keinen Stein von unseren Festungen" ist eine Aeußerung, die ihn als Patrioten ehrt; sie beweist aber, wie wenig er mit den einmal gegebenen Verhältnissen zu rechnen verstand; sie zeigt, daß er in diesem wichtigen Falle aller staatsmännischen Begabung bar gewesen. Weil er mit seinen Bemühungen, von Deutschland einen für sein Vaterland günstigen Frieden zu erreichen, erfolglos geblieben war, hat man ihn von vielen Seiten, oft auf die unloyalste Weise, angegriffen. Mag er immerhin einen Theil jener und anderer während seiner kurzen Ministerschaft unter Thiers gegen ihn erhobenen Anklagen verdient haben, kein Mensch darf ihm die Anerkennung versagen, daß er in allen Wechselfällen seines reichen politischen Lebens sich als ein aufrichtiger Freund seines Landes, als ein stets gesinnungs- und pflichttreuer Republikaner, dem freilich das volle Verständniß für die berechtigten Forderungen der Neuzeit abging, und im Privatleben trotz der Skandalchronik, die sich ihn zum Stichblatt wählte, als vollkommener Ehrenmann erwiesen hat.

Gern und mit Dankbarkeit denke ich an ihn zurück. Zu Gunsten Mexikos that er in seiner Sphäre, was er vermochte, und persönlich habe ich ihn stets als guten Freund erfunden. Für seinen Ruhm starb er als gebrochener Mann am 20. Januar 1880 — um zehn Jahre zu spät.

Von weiteren Mitgliedern der Opposition lernte ich noch Jules Simon, Ernest Picard und Adolphe Thiers, freilich nur ziemlich oberflächlich, kennen.

Bevor ich Simon besuchte, der damals und, wie ich glaube, auch heute noch, zwar im fünften Stockwerk, doch in einem der vornehmsten Viertel von Paris, am Madeleineplatz wohnte, warf ich noch einmal einen Blick in einige der von ihm verfaßten und meiner Ansicht nach über Gebühr gepriesenen Werke wie „Le devoir“, „La religion naturelle“, „La liberté de conscience“, „La liberté politique“, „La liberté civile“ und „L'ouvrière“, um bezüglich derselben au fait zu sein, falls die Unterhaltung auf sie fallen sollte.

Er empfing mich in seinem reich und geschmackvoll ausgestatteten Arbeitszimmer, an dessen Wänden sich mit prächtig eingebundenen Büchern gefüllte Regale aus Palisanderholz hinzogen. Von stattlicher Figur und vollem, regelmäßigem Gesicht, mit sorgfältig gepflegten Händen und in eleganter Toilette, machte er den Eindruck eines Mannes der besten Gesellschaft; unangenehm hingegen berührte ein air de suffisance, das seine ganze Person ausströmte. In einstudierter Pose an den Kamin von schwarzem Marmor gelehnt, auf welchem, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, seine eigene Broncebüste stand, streckte er mir mit vornehmer Grandezza die Hand zum Willkommen entgegen, ohne jedoch einen Schritt auf mich zuzutreten, ja ohne auch nur seine Stellung zu ändern. Dabei huschte über seine Züge ein schwaches Begrüßungslächeln, um schnell wieder unter dem Ausdruck eines festgefrorenen Dünkels zu verschwinden. Aus allen Poren gleichsam entquoll ihm eine maßlose Eitelkeit.

Den von seiner geistigen Ueberlegenheit überzeugten Professor vermochte er nicht zu verleugnen. Unwillkürlich schweiften bei seinem Anblick meine Erinnerungen zu meinem früheren Direktor von Schulpforta, Dr. Kirchner, zurück, welchen ich im ersten Theile meines Werkes, in dem von Jahn handelnden Abschnitt, als „großmogulhaften, im Gefühle seiner Würde gleich einem Truthahn aufgeblasenen Mann" charakterisirt habe.

Simon sprach langsam und gemessen. Er liebte es, viele Worte zu unterstreichen, um auf deren besondere Wichtigkeit aufmerksam zu machen. Das that er nicht nur in der Kammer, sondern auch in seinem Zimmer. Seine Beredtsamkeit hat man mit Recht als eine „ölige" bezeichnet. Es lag etwas Salbungsvolles in seinem Ton. In einen schwarzen Predigertalar gesteckt und ein Paar weiße Böffchen um den feisten Hals gebunden, hätte er würdig seinen Platz auf der Kanzel einer protestantischen Hofkirche ausgefüllt. Ich bin fast sicher, daß er alle seine Reden sorgfältig ausarbeitete und auswendig lernte, bevor er sie zum Besten gab. Sie waren in der Regel sehr stilvoll, sehr correkt, oft mit Gelehrsamkeit vollgepfropft; mich aber ließen sie immer kühl. Von plötzlich aufbrausender, aus dem Innersten der Seele lavaartig hervorbrechender Leidenschaft nie eine Spur! Auch seine Bücher, die ja manche gute Gedanken enthalten und auf sorgfältige, namentlich philosophische Studien schließen lassen, mißfallen mir, weil die Moral in ihnen zu aufdringlich gepredigt wird, und die in ihnen zu Tage tretende Freisinnigkeit doch gar zu enge Grenzen hat. Alles darin ist geleckt, pedantisch, doktrinär.

Ich leugne jedoch nicht, daß Jules Simon eifrig und bisweilen erfolgreich für die Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen eingetreten ist, und daß er durch seine Agitation Vieles zur Förderung des damals in Frankreich sehr im Argen liegenden Volksunterrichts beigetragen hat. Schon in der Nationalversammlung von 1848 waren die auf letzteren bezüglichen Fragen seine Specialdomäne, in der Regierung der nationalen Ver-

theidigung 1870 reservirte er sich das Portefeuille des Unterrichtsministeriums, und unter Thiers bekleidete er bis kurz vor dessen Sturz abermals denselben Posten. Er fand es aber auch mit seinen liberalen Grundsätzen vereinbar, unter Mac Mahon eine Zeit lang den Vorsitz im Ministerium zu übernehmen. Er hatte dieselben einfach so lange in die Tasche gesteckt, ganz wie er früher, bevor er sich in eine Arbeiterversammlung begab, durch seinen Diener die rothe Schleife der Ehrenlegion aus seinem Knopfloch entfernen zu lassen pflegte.

Wie stark er sich übrigens aus Doktrinarismus mit seinen Ansichten verrannte, bewies 1880 sein Auftreten im Senat, wo er auch den geistlichen Congregationen das Recht, Universitäten zu haben, belassen wollte, obwohl er wußte oder doch wissen mußte, daß diese die ihnen gewährte Freiheit ausschließlich dazu verwenden, um den Geist der heranwachsenden Generation in später schwer zu brechende Ketten zu legen, und obwohl in der Sitzung vom 28. Februar jenes Jahres der ultraclericale Lucien Brun in einer vom Geiste Escobars inspirirten Rede keinen Anstand nahm, zu erklären, „der Unterricht gehöre der Kirche; dem Staate nur so weit, als dieser ein Delegirter der Kirche sei.“ So also befürwortete Simon, Schulter an Schulter mit Broglie, Buffet, Brun und Chesnelong stehend, im Namen der Freiheit die Unterwerfung der Schule unter den Syllabus. Im Grunde ist er ein principienloser Mensch, seine Natur eine zu biegsame und schmiegsame, um eine feste zu sein.

Unser Gespräch bewegte sich mehr auf wissenschaftlichem und litterarischem als auf politischem Felde. Zum Schluß bot er mir ein Empfehlungsschreiben für die Buchhandlung von Hachette an, von dem ich jedoch keinen Gebrauch machte, und lud mich zum Wiederkommen ein, was ich gleichfalls unterließ. Mit dem einen Besuche hatte ich genug.

Den geistreichen, witzigen, jovialen, besonders in Finanzfragen bewanderten Deputirten Picard sah ich nur ab und zu

in der Kammer. Eine hübsche Anekdote ist mir im Gedächtniß geblieben, die mir dieser Hauptbekämpfer der Haußmann'schen Wirthschaft in Paris erzählte:

Madame Haußmann, deren geistige Fähigkeiten auf einem sehr niedrigen Niveau gestanden haben müssen, befand sich eines Tages in einer Gesellschaft. Die Rede fiel auf den neubeschlossenen Durchbruch einer Straße.

„Ach mein armer Mann", klagte sie in ihrer Harmlosigkeit, „kaum hat er sich irgendwo ein paar Häuser gekauft, so erfolgt die Ordre, sie niederzureißen. Da wird er jetzt wieder viel Geld verlieren!"

Bei Adolphe Thiers führte Favre mich ein. Nachdem dieser mehrere Male, bewaffnet mit den neuesten Nachrichten, den interessantesten Mittheilungen, den sensationellsten Enthüllungen aus und über Mexiko im gesetzgebenden Körper erschienen war, um, darauf fußend, wuchtige Anklagen gegen die Ministerbank zu schleudern, fragte ihn eines Tages Thiers, auf welchem Wege er zu jenen Daten gelangt sei. In seiner Antwort bezeichnete Favre mich als seinen Gewährsmann. Die Folge hiervon war, daß Thiers mich bitten ließ, ihn zu besuchen, damit ich auch ihm Aufschluß über die Zustände meines Adoptivvaterlandes und dessen leitende Persönlichkeiten gäbe, zu dem Zweck, sie gegen die Regierung zu verwenden.

Obgleich Thiers, bevor er am 31. Mai 1863 zum Deputirten gewählt wurde, vor seinen Pariser Wählern die Erklärung abgegeben, es sei nicht seine Absicht, das Kaiserreich zu bekämpfen, vielmehr wolle er nur dazu beitragen, die schon einmal abgeänderte Verfassung zu verbessern, und hierdurch selbst viele Imperialisten seiner Candidatur günstig gestimmt hatte, so trat doch der Minister des Innern, Persigny, wie ich an einem anderen Orte kurz angedeutet habe, mittelst eines an die Seine-Präfektur gerichteten und an die Mauern der Hauptstadt angeschlagenen Briefes energisch gegen dieselbe auf.

„Wenn Herr Thiers“, hieß es darin, „der Größe des neuen Kaiserreichs seine Huldigung dargebracht und sich der allgemeinen Abstimmung als Freund unserer Institutionen vorgestellt hätte, so würde die Regierung mit Sympathie seinen Wiedereintritt in das öffentliche Leben begrüßt haben; von dem Augenblick aber, daß er sich dazu hergegeben, einer allein aus erklärten Gegnern des Kaiserreichs zusammengesetzten Versammlung der alten Parteien beizuwohnen, um sich zu deren Vorkämpfer aufzuwerfen, hat er selbst die Aufnahme unmöglich gemacht, welche die Regierung bereit gewesen wäre, dem berühmten Geschichtsschreiber des Consulats und des Kaiserreichs angedeihen zu lassen.“

Dieses Schriftstück brachte eine den Wünschen des Ministers entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Candidatur Thiers gewann Anhänger auch in den demokratischen Kreisen und triumphirte im zweiten Wahlbezirk von Paris mit großer Majorität. Es blieb nun dem Gewählten, der schon bereit gewesen war, mit dem Staatsstreichler zu pactiren, nichts Anderes übrig, als sich der Opposition anzuschließen. Dadurch wurde er jedoch nicht etwa ein Liberaler. Das ist er sein ganzes Leben hindurch niemals gewesen. Er war immer nur ein Vertreter der specifischen Bourgeoisinteressen, des banausischen juste-milieu, das aber Alles eher denn juste ist; immer nur ein Anhänger der constitutionellen Monarchie, dieser unvernünftigsten und widerspruchsvollsten Regierungsform, die es überhaupt giebt, dieses jämmerlichen Zwittergeschöpfs von Volkswillen und Vorrechten der Krone, dieses nutzlosen, zeitraubenden Schaukelspiels der parlamentarischen Parteien, Regierung auf der einen, Opposition auf der andern Seite, beide bemüht, sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Nur unklare politische Denker, nur Verkenner der Unmöglichkeit, principielle Gegensätze zu versöhnen, nur ehrgeizige Minister und Minister-Aspiranten, nur Monarchen, welche zur Kategorie der „rois fainéants“ gehören, können Ge-

fallen finden an dem System. In konstitutionell regierten Ländern ist entweder die Stellung des Monarchen oder die der Volksvertreter eine unwürdige, je nachdem jener sich dazu hergiebt, die Rolle einer bloßen Repräsentationspuppe zu spielen, oder diese sich damit begnügen, im Parlament wirkungslose Reden zu halten und sich von der Regierung an die Wand drücken zu lassen, „daß sie quietschen." In diesem Punkte stimme ich völlig mit Auguste Comte überein, der in seiner geistreichen Parallele zwischen der zweiten der drei von ihm angenommenen Stufen in der geschichtlichen Organisation von Staat und Gesellschaft, der metaphysischen, und der constitutionellen Monarchie letztere als Scheinvereinigung von unvereinbaren Principien, Thatsachen und Mächten, die nur kurzen Bestand haben könne, verurtheilt.

Auch später, als in Frankreich die Republik wieder proklamirt und Thiers deren erster Präsident wurde, war er nicht einmal ein aufrichtiger Republikaner du lendemain; in seinem Herzen fuhr er, der 1839 das Schlagwort in die Massen geworfen hatte: „Le roi règne, mais ne gouverne pas", dem die Phrase: „der Herzog von Orleans ist die beste Republik" aus der Seele gesprochen war, er, der frühere, vielfache Minister der Julimonarchie, fort, für das constitutionelle Regime zu schwärmen. Für den vierten Stand besaß er weder Herz noch Verständniß. Er könnte die in Scheffels „Trompeter von Säckingen" vorkommenden Worte gesprochen haben:

„Denn der Große frißt den Kleinen,
Und der Größte frißt den Großen.
Also löst in der Natur sich
Einfach die sociale Frage."

So suchte er sie auch in der Gesellschaft zu lösen. Bei der Niederwerfung der Commune, wo auf seinen Befehl meistentheils Willkür und empörende Grausamkeit an die Stelle der strafenden Gerechtigkeit traten, hat er es bewiesen.

Anerkennung verdient seine Vielseitigkeit, seine concentrirte

Pflege verschiedenartiger Wissenschaften, wenngleich sie nicht immer mit Gründlichkeit Hand in Hand ging.

In unserer Zeit, wo im Vergleich zu der Kürze des Menschenlebens die ars immer mehr longa wird, so daß man schon zufrieden sein muß, auch nur einen kleinen Abschnitt derselben einigermaßen durchforscht zu haben, wo die Theilung der Arbeit auch auf geistigem Gebiete zu einer Zersplitterung in unzählige Fachstudien führt, verschwindet allmälig die Species der Universalgenies, der Polyhistors. Ein Crichton, mit dem Beinamen „der Bewunderungswürdige", wäre heutzutage nicht nur ein Anachronismus, er wäre eine Unmöglichkeit. Demungeachtet giebt es einige wenige, in dieser Hinsicht bevorzugte Menschen, welche die nicht leichte Kunst verstehen, sich in mannigfachen Fächern heimisch zu machen. Gleich der emsigen Biene saugen sie Honig aus Blumen aller Art und eignen sich einen Schatz an, welcher jeden, der nur vorübergehend mit ihnen verkehrt, in Staunen setzen muß.

Zu dieser Klasse von Menschen gehörte Adolphe Thiers. Er war im Stande, de omni re scibili stundenlang mit unerschöpflicher Suade, mit nie ermattender Verve zu sprechen. Wohl mußte man bisweilen zu seinen Auseinandersetzungen, obgleich sie in der Regel von echt gallischem bon sens eingegeben waren, bedenklich den Kopf schütteln; es gelang ihm jedoch fast immer, seine Zuhörer, wenn auch nicht zu überzeugen, so doch zu überreden oder wenigstens zu captiviren. Am Meisten war dies der Fall in der Kammer, wo sogar enragirte Imperialisten oft mühsam die Neigung zurückdrängten, seinen Reden, in welchen er gern die nationale Fiber vibriren machte, Beifall zu spenden.

Thiers besaß eine seltene Schnelligkeit der Auffassung, nebenbei auch das Talent, sich die Früchte fremder Arbeiten, Untersuchungen und Forschungen zu eigen zu machen und bis zu dem Grade zu assimiliren, daß man geneigt war, sie für Schöpfungen

seines eigenen Geistes zu halten. Daß sie es seien, daran zweifelte er selbst keinen Augenblick.

Diese einem Staatsmann unentbehrliche Vielseitigkeit, welcher übrigens eine ziemliche Dosis von Selbstgefälligkeit beigemischt war, verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß er seine ersten Sporen sich im Dienste des Journalismus verdient hatte. Als Mitarbeiter des „Constitutionnel" und Mitbegründer des „National" war er gezwungen gewesen, sich in vielen Sätteln zurecht zu setzen. So vermochte er denn mit Leichtigkeit sich über alle möglichen Themata, häufig ohne lange Vorbereitung, in stets wohlgefügter Rede, nur vielleicht etwas zu breit, zu ergehen und dabei fast immer den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ebenso war er im Stande, mit gleichem Geschick bald das Ministerium des Innern, bald das des Handels, bald das der öffentlichen Bauten, bald das der auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Finanzwesen, Nationalökonomie, Geschichte, nicht zu vergessen Strategie, auf deren Kenntniß er als Historiograph Napoléons I. sich besonders viel zu gut that, sowie Philosophie waren ihm vertraute Gegenstände. Nicht leicht war es ihm nachzuweisen, welchen Quellen er sein Wissen entnommen hatte, denn selbst wo er Informationen über diesen oder jenen ihm zufällig weniger bekannten Punkt heischte, sah sich der Befragte häufig genöthigt, dieselben von ihm entgegenzunehmen, anstatt sie ihm zu geben.

So erging es mir mit ihm.

Pünktlich zur vorher festgesetzten Stunde, Vormittags 10 Uhr, langte ich, von Jules Favre begleitet, in der Wohnung Thiers, auf dem Platz Saint George an. Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen, rundlichen alten Herrn, wie er in braunem, bis oben hinauf zugeknöpften Rock, trotz des weißen Haares, welches seinen Kopf bedeckte, voll jugendlicher Elasticität in seinen Bewegungen, uns einige Schritte entgegenkam und mich mit seinen klugen Eidechsenäuglein musterte, als wollte er mein tiefstes Innere durchdringen. Nachdem Favre mich ihm

mit wenigen Worten vorgestellt, reichte mir Thiers freundlich die Hand zum Gruß und begann dann sofort mit seiner etwas hohen, aber merkwürdig klaren und durchdringenden Stimme, die in parlamentarischen Verhandlungen die lautesten Zwischenrufe übertönte, die Unterhaltung.

In Voraussicht der Fragen, welche er an mich richten könnte, hatte ich mich genügend vorbereitet, um ihm in möglichst knapper Form möglichst viel Wissenswerthes über die damalige Situation Mexiko's zu berichten. Wie sehr erstaunte ich aber, als nach einigen allgemeinen Redensarten er die Beantwortung übernahm!

Wohl zwei Stunden lang sprach er mit nur kurzen Unterbrechungen über den Gegenstand, über welchen er von mir Aufklärung hatte erbitten wollen. Er kannte Alles, er wußte das Meiste, wenn auch nicht immer genau, und ohne auf Details einzugehen, entrollte er ein Bild der mexikanischen Zustände, wie sie sich 1864 in Folge der französischen Intervention und der Thronbesteigung des Erzherzogs Max entwickelt hatten, das der Wirklichkeit ziemlich nahe kam, seine Rede mit witzigen Aperçus, geistreichen Aphorismen, kühnen, doch den Stempel der Wahrscheinlichkeit tragenden Prophezeiungen würzend. Voller Verwunderung, ja ich kann füglich sagen, Bewunderung, lauschte ich seinen Worten, die wie mit einem klingenden Netz mich umspannten und meinen Geist gefangen nahmen.

Zwar versuchte ich ab und zu seine Behauptungen, wenn sie der Wahrheit nicht ganz entsprachen, richtig zu stellen, gegen die politischen Folgerungen, die er aus ihnen ableitete, Einwand zu erheben, aber ich kam nicht dazu. Unaufhaltsam rauschte der Strom seiner Rede fort, und dann that es mir auch leid, ihn zu unterbrechen; er sprach gar so schön. Ich konnte nicht müde werden, ihm zuzuhören. Ueberdies empfand ich einen gewissen Stolz, daß ein so großer Redner wie Thiers für die Bethätigung seiner eminenten rhetorischen Gabe sich als einzigen

Zuhörer mit mir begnügte — auf Favre schien er kaum Rücksicht zu nehmen, denn er richtete seine Worte und Augen ausschließlich an und auf mich. Mir war zu Muthe, als wenn ein berühmter Virtuose mir allein und zu meinem ausschließlichen Genuß seine herrlichsten Phantasien vorspielte. Oder glich vielleicht Thiers jenen koketten Frauen, die glücklich sind, faute de mieux, die entzückten Blicke eines einfachen Arbeiters auf sich zu lenken und nur vor ihm und für ihn pfauengleich ihr Rad zu schlagen?

Nachdem er geendigt, erhob er sich vom Sessel und — dankte mir auf das Verbindlichste für die Belehrung, welche ich ihm habe zu Theil werden lassen. Jules Favre lächelte. Auch mir wurde es schwer, ernst zu bleiben, hatte ich doch während des zweistündigen Besuches keine hundert Worte gesprochen. Das Eigenthümlichste aber war, daß Thiers der Dank von Herzen zu kommen schien. Vielleicht hatte er durch seinen improvisirten Speech sich selbst eine größere Klarheit über die in mancher Beziehung verwickelte und schwierige „mexikanische Frage" verschafft, wie ich nicht selten an mir eine ähnliche Erfahrung gemacht habe. Er vergaß nur, daß ich zu dieser größeren Klarheit wenig oder nichts beigetragen hatte, sondern nur die zufällige Veranlassung gewesen war, daß er sie gewonnen.

Im Gegensatz zu dem großen Schweiger Moltke sollte die Geschichte Thiers den Beinamen des großen Sprechers verleihen.

Die schönste Eigenschaft, die ihn auszeichnete, war seine Vaterlandsliebe. Daß die französische Nation die erste der Welt, war für ihn ein Glaubenssatz. Auch durch die Niederlagen, die Deutschlands Armee ihr beigebracht hatte, wurde Thiers in dieser Ueberzeugung nicht wankend gemacht. Er tröstete sich mit dem post nubila Phoebus und trug bis zu seinem Tode nach Kräften dazu bei, die Wiedergeburt seines Landes vorzubereiten, ebenso wie er gegen Ende des Feldzuges, ohne sich einer per-

sönlichen Gefahr auszusetzen, der er überhaupt thunlichst aus dem Wege ging, sich, freilich vergeblich, bemüht hatte, einen für Frankreich vortheilhaften Waffenstillstand zu erwirken. Den Cosmopolitismus begriff er nicht. Frankreich kam es zu, an der Spitze der Civilisation zu marschieren. Die anderen Völker hatten ihm zu folgen. Er unterschätzte deshalb ihre Vorzüge.

Durchaus ungeeignet war er, den Uebergang seines Landes in dessen neueste Entwicklungsphase zu vermitteln; er diente vielmehr als Hemmschuh. Nachdem er seine Arbeit gethan, die Milliarden-Anleihe abgeschlossen und die Räumung des französischen Gebiets bewerkstelligt hatte, konnte und mußte er gehen.

In der Rede, welche im September 1880 Jules Simon bei der Enthüllung der Thiers in Saint-Germain-en-Laye, seinem Todesorte, gesetzten Bildsäule hielt, pries er als großes Wort das von jenem Staatsmanne gesprochene und vielfach angeführte: „Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein." Gerade dieses Wort zeigt aber, daß Thiers die heraufkommende neue Zeit nicht mehr begriff. In Frankreich wie überall kann die Republik nur dann auf Fortbestand rechnen, wenn sie stets die Fahne des Fortschritts hoch hält, nie um eine Idee, nie um eine Reform zurückbleibt. Sie darf nicht altern, sie darf nicht ruhen, sie darf also nicht conservativ sein. Unaufhörlich muß man ihr zurufen, wenn sie sich zu ausschließlich dem Cultus der Vergangenheit hingeben will:

„Immer noch zehrst du vom Ruhme, den einst deine Väter erworben?
O, daß dein Lorbeerenbett wandle in Dornen sich dir!"

Mit Thiers ist ein für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brauchbarer Mann ins Grab gestiegen; für dessen letzte Hälfte paßte er nicht mehr. — — —

Es war eine bedrängte Zeit, die ich von 1864 bis 1865 durchzumachen hatte, zugleich jedoch eine ungemein interessante,

weil ich während derselben Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Persönlichkeiten Umgang zu pflegen und manchen von ihnen freundschaftlich nahe zu treten. Von dem damals in Paris verbrachten Jahre darf ich nicht sagen, daß es für mich ein verlorenes gewesen sei.

Karl Heinzen.

Endlich, im Sommer des Jahres 1865, war ich im Stande, Paris zu verlassen, um meinen Rückmarsch nach Mexiko anzutreten. Meine Mittel reichten jedoch nur so weit, die erste Etappe zurückzulegen, d. h. bis nach New-York zu gelangen.

Unvorsichtigerweise hatte ich mich durch einen Agenten bereden lassen, auf einem der von Liverpool abgehenden englischen Dampfer Passage zu nehmen. Während der ganzen Ueberfahrt sollte ich es zu bereuen haben. Jedem Reisenden, der sich nach den Vereinigten Staaten oder nach Westindien und Mexiko begiebt, rathe ich entschieden, den Schiffen der Hamburger Linie, den von Bremen abfahrenden des Lloyd oder den französischen der Compagnie transatlantique mit den Häfen Havre und Saint Nazaire als Ausgangspunkt, welche ich sämmtlich aus eigener Erfahrung kenne, den Vorzug zu geben. Alles auf ihnen ist besser und comfortabler, die Mannschaft vom Kapitain herab bis zum letzten Schiffsjungen gebildeter, höflicher und entgegenkommender.

Ich muß allerdings eingestehen, daß ich im Allgemeinen kein Freund der angelsächsischen Race bin, ohne indeß ihre vielfachen Vorzüge, namentlich ihre in der go ahead-Theorie wurzelnde unermüdliche Thatkraft zu verkennen. Es heißt wohl, man brauche selbst den vornehmen Russen nur zu kratzen, damit der Tatare zum Vorschein komme. Bei vielen Engländern und

Yankees genügt es, sie mit irgend welchen Spirituosen innerlich anzufeuchten, eine Operation, die sie mit besonderer Vorliebe an sich selbst vornehmen, und sofort wirst Du sie sich in ihrer ganzen angeborenen Brutalität entpuppen sehen. Häufig ist dazu nicht einmal eine solche Anfeuchtung nöthig. Ihr Mangel an Idealismus, ihr geringes künstlerisches Verständniß, ihre Unfähigkeit, zu singen oder auch nur sich wahrhaft für Musik zu begeistern — der von ihnen zur Schau getragene Enthusiasmus für berühmte Sänger, Sängerinnen und Virtuosen ist nichts als Modesache und gehört zum rein äußerlich guten Ton — machen sie mir antipathisch, nicht zu sprechen von ihrem steifen Wesen, ihren, namentlich was Religion anbetrifft, conservativen Ideen, ihrer maßlosen Selbstsucht und der verletzenden Ueberhebung über alle anderen Nationen, die sich charakteristisch auch darin kundgiebt, daß sie ihr liebes Ich stets mit großem Buchstaben schreiben, es gern an die Spitze des Satzes stellen und unnöthig oft wiederholen, so daß aus ihrer Rede unaufhörlich das breite Ai (J) hervorklingt. Ein betrunkener Russe, auch wenn er den niederen Ständen angehört, zeigt sich gemeiniglich gutmüthig, er geht sogar so weit, Dich zu umarmen und zu küssen, was freilich ebenfalls lästig fällt; ein betrunkener Goddammer hingegen, sei er selbst von der besten Gesellschaft, wird leicht ausfallend, schlägt gern Alles um sich her in Stücke und ist jeden Augenblick bereit, sich die Rockärmel aufzuschlagen und Dir in Boxerstellung herausfordernd gegenüberzutreten. Angenehmer sind mir die Engländerinnen und Amerikanerinnen, schon ihrer dem Ohre wohlthuenderen Aussprache des Englischen und ihrer feineren Manieren wegen; außerdem sind die letzteren im Allgemeinen entschieden gebildeter als die Männer, weil diese von Jugend an Geld machen müssen. Am Unerträglichsten zeigen die Angelsachsen sich auf Reisen; liebenswürdiger sind sie im eigenen Lande.

Die wenigen Lieder in englischer Sprache, einige irische und schottische ausgenommen, sind melodienlos, von hornpipe-artigem,

klapperndem Rythmus, während die Gesänge des russischen Volks mit ihren weichen, melancholischen Tönen sich Dir in's Herz hineinstehlen. Welch' ein Unterschied z. B. zwischen dem „rule Britannia, rule the waves, Britains never shall be slaves", oder gar dem niggerhaften Yankee-doodle und der ergreifenden russischen Nationalhymne und dem „rothen Sarafan"! Ebensowenig halten jene einen Vergleich aus mit den reizenden, pikanten mexikanischen Melodien, gar nicht zu reden von den herzigen deutschen Volksliedern.

Wenn die Verse:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder" —

Wahrheit enthalten, so ist es nicht gerathen, unter Engländern und Yankees Platz zu nehmen. Dennoch mußte ich es an Bord zwei Wochen lang in ihrer um so ungemüthlicheren Gesellschaft aushalten, als wegen der Schwierigkeit, einander auszuweichen, es kaum möglich war, sich ihr zu entziehen.

Nun, Alles nimmt ein Ende; auch die Fahrt über den atlantischen Ocean ging vorüber. Ich aber war froh, als wir bei Sandy Hook vorbei zwischen den Forts Hamilton und Richmond in den prachtvollen Hafen der Empire City hineindampften, wo ich sicher war, Freunde und Landsleute anzutreffen.

Damals befand sich nämlich in New-York eine große Menge von Mexikanern. Aus dem einen oder dem anderen Grunde unfähig, persönlich die Waffen gegen die auf dem Vaterlande lastende Fremdherrschaft zu ergreifen, und doch nicht gewillt, sie über sich ergehen zu lassen, hatten sie, in der sichern Erwartung eines baldigen Umschwungs der Dinge, eine zeitweilige freiwillige Verbannung vorgezogen. Sie bildeten in jener Stadt eine förmliche mexikanische Colonie, gerade wie später und bis auf den heutigen Tag die aus ihrer Heimathsinsel ausgewanderten Cubaner New-York zu ihrem Hauptquartier ausersehen haben, um von dort aus für die von ihnen ange-

strebte Unabhängigkeit der „Perle der Antillen“ zu wirken oder wenigstens sich vor dem unerträglichen Drucke des spanischen Colonialjochs zu retten. Auch die Familie unseres Präsidenten lebte seit Mitte 1863 daselbst in bescheidener Zurückgezogenheit, und ich hatte häufig Gelegenheit, dessen ebenso schöne wie liebenswürdige Gemahlin, Doña Margarita de Maza, in ihrem Hause zu besuchen.

Die Union war der einzige Staat, der nach wie vor die Republik Mexiko und deren legitimen Präsidenten Benito Juarez anerkannte. In Washington residirte ein mexikanischer Gesandter, der begabte und geschickte Matias Romero, gleich Juarez aus dem Staate Oaxaca gebürtig und früher Privatsekretär des Ersteren, der nämliche, welcher, nachdem er mehrere Male das Portefeuille der Finanzen inne gehabt, auch heute wieder als Vertreter der Republik bei der Regierung des „weißen Hauses“ beglaubigt ist. In New-York selbst hatten wir einen Generalconsul, Juan N. Navarro, ebenfalls aus Oaxaca, der ursprünglich Militärarzt, sich in seinem Berufe während der Belagerung von Puebla durch Forey rühmlichst ausgezeichnet und wegen seiner professionellen Tüchtigkeit sogar beim Feinde die verdiente Würdigung gefunden hatte. Auch Navarro bekleidet immer noch den nämlichen Posten. An diesen beiden patriotischen Männern fanden wir Flüchtlinge einen, allerdings nur moralischen Halt, einen materiellen vermochten sie uns zunächst nicht zu gewähren, denn sie selbst sahen sich häufig, wie man in Mexiko sagt, der cuarta pregunta gegenüber, wörtlich der vierten Frage, d. h. in übertragenem Sinne, der Geldfrage, der Frage, wie sie sich die erforderlichen Summen zu verschaffen vermöchten, um die mit ihrer amtlichen Stellung verbundenen Ausgaben zu bestreiten. Aus Chihuahua und Paso del Norte konnte die sich stets in finanzieller Bedrängniß befindende Regierung ihnen nur sporadisch ihre Gehälter zugehen lassen.

Die in New-York weilenden Mexikaner, durchgehends An-

hänger der liberalen Partei, also Republikaner, hatten sich zu einem Club organisirt, dessen Hauptaufgabe darin bestand, zu Gunsten der vaterländischen Sache auch aus der Ferne nach Kräften zu arbeiten. Von diesem Club wurden wir aus Frankreich zurückgekehrte, unserer Fahne treu gebliebene, ehemalige Kriegsgefangene auf das Ehrenvollste empfangen und begrüßt. Außerdem händigte Jedem von uns der Sekretär des Clubs im Namen desselben ein unsere Dienste anerkennendes Dokument ein, das sich heute noch unter meinen Papieren befindet.

In deutscher Uebersetzung lautet es, wie folgt:

„Der mexikanische Club in New-York hat beschlossen, ein Dankvotum zu ertheilen den tapferen und loyalen Officieren des wohlverdienten Ostheeres, welche, nachdem sie mit den Waffen in der Hand in der Stadt Zaragoza" (Puebla) „die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes vertheidigt, die nöthige Festigkeit besaßen, dem unwürdigen moralischen Zwange des Kaisers der Franzosen zu widerstehen und lieber die Verbannung und das Elend mit allen seinen Schrecken erduldeten, als daß sie das Joch anerkannten, welches die fremden Bajonette Mexiko aufzuerlegen trachten.

„Indem wir diese Pflicht der Dankbarkeit und der Vaterlandsliebe erfüllen, haben wir die Ehre, Sie unserer Hochachtung und ganz besonderen Werthschätzung zu versichern.

„Unabhängigkeit und Freiheit. New-York im Sommer 1865.

Benito Quijano, Präsident.

Cipriano Robert, Sekretär.

An den Obersten, Bürger Carlos von Gagern."

Verhältnißmäßig klein ist die Anzahl derjenigen Officiere, welchen ein solches Schriftstück zugestellt wurde. Ich bin stolz, zu ihnen zu gehören. Auch darf man mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich dieser mir gewordenen Auszeichnung Erwähnung thue. Wer seine eigenen Fehler und Irrthümer offen

eingesteht, hat zweifellos das Recht, auch von den Anerkennungen zu sprechen, die ihm seitens seiner Mitbürger oder von anderen Personen im Laufe des Lebens zu Theil wurden. Ueberhaupt hasse ich die von der „guten Sitte" geforderte heuchlerische Bescheidenheit, auch eine der „conventionellen Lügen der Culturmenschheit", wie sie Max Nordau in seinem neuesten Werke mit kühner Rücksichtslosigkeit an den Pranger gestellt hat. Sie entstammt jener entsetzlichen Epoche, in welcher wenige Privilegirte über eine ungeheuere recht- und willenlose, in Demuth ersterbende Menschenheerde unbeschränkt verfügten, jener Epoche, die in Spanien die ganze Pflicht des Bürgers in der kurzen Vorschrift zusammenfaßte: „al rey y á la inquisicion — chiton!" — dem König und der Inquisition gegenüber sei still —, jener Epoche schmachvoller Selbsterniedrigung, die, mag immerhin der Dichter von „Männerstolz vor Königsthronen" singen, in vielen Ländern der Erde bis in die heutige Zeit hinein dauert. Wie herrlich, wie edel klingt dagegen die Rede der alten Griechen: *εὔχομαι εἶναι* — ich schmeichle mir, der zu sein, der ich bin!

Im April 1868 erschien in einer mexikanischen Zeitung, „El Boletin republicano", unter der Ueberschrift: „Eine ehrenvolle Seite" ein Leitartikel, in dem die Geschichte unserer Kriegsgefangenschaft ausführlich erzählt, die uns von der französischen Regierung vorgelegte Verpflichtungsformel abgedruckt, und die namentliche Liste derjenigen Officiere, welche ihre Unterschrift verweigert hatten, veröffentlicht wurde.

Jene Formel hatte in deutscher Uebersetzung folgenden Wortlaut:

„Ich, Endesunterzeichneter, früherer Officier der mexikanischen Armee, verpflichte mich auf meine Ehre, für den Fall, daß ich durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen meine Freiheit erlangen sollte, niemals, durch kein Mittel, welch' immer es sei, die französische Intervention in Mexiko zu be-

kämpfen und mich von jedem politischen Versuch, die in jenem Lande aufgerichtete Regierung zu schädigen, fern zu halten."

In der erwähnten Liste figurirten 7 Generale, 15 Obersten, darunter ich, 12 Oberstlieutenants, 29 Majore, 21 Hauptleute, 19 Oberlieutenants, 3 Unterlieutenants und 4 Militärbeamte — 110 im Ganzen von über 500 gefangenen Officieren!

Nach der Anciennetät hatte General Epitacio Huerta die Vertretung der Treugebliebenen übernommen. In dieser Eigenschaft wandte er sich officiell schon von Frankreich aus an Matias Romero und erbat für uns, nachdem er die Sachlage auseinandergesetzt, die Anweisung von Geldmitteln. Er erzielte jedoch — faute de quoi — nicht den geringsten Erfolg. Diejenigen von uns, welche sich nach Spanien begeben und im Hafenplatz San Sebastian vorübergehend ihren Wohnsitz aufgeschlagen, hatten noch härtere Zeiten durchzumachen als ich persönlich. Erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten konnten sie die Ueberfahrt nach New-York bewerkstelligen. Es war somit nur ein Akt der Gerechtigkeit, daß unsere Landsleute uns dort in so ehrenvoller Weise empfingen.

Eines der würdigsten, thätigsten und hervorragendsten Mitglieder des „mexikanischen Clubs in New-York" war mein alter Freund Francisco Zarco. Da er den größten Theil seines Lebens am Schreibtisch zugebracht hatte, sowohl als Chefredakteur der ältesten Zeitung von Mexiko „Das neunzehnte Jahrhundert", wie als Verfasser mehrerer politischer Werke, unter anderen der 1857 erschienenen, zwei Bände starken, eingehenden „Geschichte des constituirenden Congresses von 1856 und 1857", aus dem unsere heutige liberale Verfassung hervorgegangen ist, und in welchem Zarco seinen Geburtsstaat Durango vertrat, vorübergehend auch als Minister des Aeußern, so war damals schon seine Gesundheit sehr geschwächt. Ich war glücklich, ihn wiederzusehen. Ebenso freundschaftlich, wie ich ihm entgegenkam, begrüßte er mich, und wir verkehrten viel miteinander. Einen Theil unserer

unfreiwilligen Muße verwendeten wir, indem ich ihm Unterricht in meiner Muttersprache ertheilte. Nach Mexiko heimgekehrt, übernahm er von Neuem die Leitung des „Siglo XIX.“, auch ich schrieb abermals Leitartikel für sein Blatt. Im Herbst des Jahres 1869 vertheidigte er als Abgeordneter in einer zweistündigen meisterhaften Rede vor dem Congreß die Giltigkeit meines, von der Regierung des Präsidenten Juarez unter dem Vorwand, daß ich mich damals, wie ich schon berichtet habe, in militärischer Haft befand, angefochtenen Mandats als Vertreter des Distrikts Chicontepec im Staate Veracruz. Das war seine letzte oratorische, seine letzte politische Leistung überhaupt. Bald darauf schloß er für immer die Augen. Ich hatte nur die traurige Genugthuung, ihm kurz vor seinem Tode noch einma herzlich die Hand zu drücken. Natürlich betheiligte ich mich als wahrhaft Leidtragender an dem prächtigen Begräbniß, das auf Staatskosten für ihn ausgerüstet war. Wie Zarco gelebt, so starb er, unverrückt bis zum letzten Moment festhaltend an seinen freisinnigen politischen Ansichten und ohne auch nur um einen Finger breit von seinen antireligiösen Grundsätzen abzuweichen. Hartnäckig weigerte er sich, den sogenannten „geistlichen Beistand“ und die „Wegzehrung“ zu empfangen. Kein Tonsurirter durfte seinem Sterbebette sich nahen. Auch auf dem Leichenzuge glänzte, auf des Verstorbenen ausdrücklichen Wunsch, der Clerus durch seine Abwesenheit.

Vielleicht ist es angezeigt, hier eine Bemerkung betreffs des soeben von mir gebrauchten Beiworts „antireligiös“ einzuschalten.

Für neue Begriffe pflegen anfänglich congruente Worte zu fehlen. Man sieht sich gezwungen, aus dem Schatze der bereits bestehenden möglichst analoge dafür zu wählen, obwohl man sehr gut weiß, daß sie jenen zu keinem genauen Ausdruck zu verhelfen vermögen. Hierdurch werden aber nicht selten Mißverständnisse erzeugt. Schlimm genug schon, daß wir bisweilen, durch die sprachliche Gewohnheit beherrscht, Redensarten gebrauchen,

welche mit unseren Ansichten in direktem Widerspruch stehen. Hören wir doch nicht selten aus dem Munde eines bewußten Atheisten Ausrufe wie: „Gott sei Dank", „Ach Herr Jesus" oder dergleichen! Jedermann ist jedoch überzeugt, daß in diesem Falle es sich eben nur um Redensarten handelt. Gefährlicher ist die oben erwähnte gewaltsame Anpassungsmethode. Aus Mangel an völlig entsprechenden neuen Bezeichnungen fahren wir fort, alte, weniger entsprechende anzuwenden. Gegner des Dualismus im Makrokosmos wie im Mikrokosmos sprechen z. B. noch häufig von Leib und Geist, als ob beide nicht ein untheilbares Ganze bildeten. Etwas Aehnliches geschieht mit dem Worte „Religion".

So unrichtig auch die bekannte Etymologie des Lactancius sein mag, der Religion von religare, verbinden, herleitet, anstatt der richtigen, von Cicero gegebenen Ableitung zu folgen, nämlich von religere, etwas wiederholt überlegen und in Betracht ziehen, der allgemeine Sprachgebrauch hat nun einmal die erstere angenommen. Religion ist demnach die Beziehung zwischen der sinnlichen und der sogenannten übersinnlichen Welt, das Band, welches den Menschen an Gott, die Erde an den Himmel knüpft. In den christlichen Katechismen wird die Frage: „Was ist Religion?" beantwortet: „Religion ist die Art und Weise, Gott zu erkennen und zu verehren."

Nach und nach haben aber Viele sich daran gewöhnt, dem Worte Religion einen anderen, weiteren und darum falschen Begriff unterzulegen, nach Schiller's Vorbild, der in dem bekannten Distichon sagt:

„Fragst Du mich, welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

In diesem Sinne nannten und nennen sich Gemeinden, welche jedem positiven Glauben den Rücken gewandt haben, irrthümlich „freireligiöse". Sie dürfen es nur, wenn man die etwas gezwungene Auslegung zulassen will: frei von jedweder

Religion. Ich halte es deshalb für passender, für jenen Begriff das Wort „antireligiös" zu gebrauchen, wie ich es mit Bezug auf Zarco gethan habe.

Noch einen andern, viel älteren Freund traf ich 1865 in New-York, Dr. Adolf Douai, einen der wenigen Menschen, mit dem ich mich Du nenne. Ich bin stets sehr sparsam mit dieser Freundschaftsbezeugung gewesen, besitze überhaupt sogenannte „Freunde" nur in geringer Anzahl, nach dem Spruche des Seneka: „amici satis sunt pauci, satis est unus, satis est nullus" — wenige Freunde genügen, einer genügt, man kann selbst dieses entrathen. Leicht wird nämlich durch eine sich auf wenige oder eine Person erstreckende starke Zuneigung, die denn nothwendig etwas Ausschließliches annimmt, die allgemeine Menschenliebe beeinträchtigt.

Douai wirkte als Sprecher der freien Gemeinde in Altenburg zur nämlichen Zeit, als ich in gleicher Eigenschaft in Zeitz wohnte. Damals schlossen wir unseren auf Uebereinstimmung der Gesinnung und Ansichten gegründeten Freundschaftsbund, der trotz wiederholter und vieljähriger Trennungen auch heute noch in Kraft besteht. Bei den Verfolgungen, denen wir seitens unserer Regierungen ausgesetzt waren, flüchtete ich nicht selten zeitweise nach Altenburg, oder Douai kam zu mir herüber, um in meinem Hause eine provisorische Zufluchtsstätte zu suchen. Zum Glück lag die Grenze nahe. Auch war man zu Anfang der fünfziger Jahre als politischer Verbrecher im „fremden" Lande wenigstens eine Zeit lang sicher vor der heiligen Hermandad des eigenen, und jeder thüringische Kleinstaat galt ja als solch' ein „fremdes" Land. Die damalige Zersplitterung Deutschlands brachte uns Beiden also zum Mindesten diesen Vortheil.

Einige Monate früher als ich sah Douai sich zur Auswanderung nach der neuen Welt gezwungen; die Manteuffelei dehnte von Preußen aus ihren verderblichen Einfluß allmälig

auch auf die kleinen Nachbarländer aus. Er ging zunächst nach Texas, begleitet von seiner Frau, einer geborenen von Beust, nahen Verwandten des gleichnamigen Ministers. Nach manchen schlimmen Erfahrungen wurde er Direktor der deutsch-amerikanischen höheren Schule in Hoboken und, wie gesagt, Sprecher der ebenfalls von ihm daselbst geschaffenen freien Gemeinde. In dieser Doppelstellung befand er sich, als ich ihn 1865 wiedersah.

Man bemüht sich neuerdings in Deutschland, das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei denjenigen seiner Söhne wachzurufen, welche durch materielle oder geistige Noth gezwungen wurden, sich in der Fremde ein neues Heim zu gründen. Leider werden aber die Besten unter ihnen noch heute ignorirt, weil sie über der Machtstellung, zu der ihr Geburtsland sich aufgeschwungen, nicht vergessen können, daß ihm immer noch die ersehnte, seit 1813 mehrfach versprochene Freiheit fehlt. Zu ihnen gehört Adolf Douai. Der Denkspruch, welcher das Haus eines anderen bereits verstorbenen Deutsch-Amerikaners ziert: „cara patria, carior libertas, veritas carissima“ — ich liebe das Vaterland, mehr liebe ich die Freiheit, am meisten liebe ich die Wahrheit — er war und ist auch der seine. Solche Ansichten haben jedoch in Neu-Deutschland noch keinen Curs.

Von Wenigen ist drüben so sehr im Sinne des wahren Deutschthums gewirkt worden als von Douai. Unermüdlich hat er an der Hebung des Schulwesens gearbeitet, religiös-freisinnige Ideen verbreitet und die Einführung der Kindergärten in Nordamerika angeregt. Ihm verdanken wir eines der besten, nicht genug gewürdigten Bücher über die Union, welches 1864 erschien. Vorurtheilsfrei, durch die von den Amerikanern errungenen materiellen Erfolge nicht verblendet, schildert er „Land und Leute“, und wenn er auch, nachdem er die mannigfachen den Yankees anhaftenden Fehler klargelegt, ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren läßt, in erster Linie beseelt ihn

der Wunsch, seinen deutschen Landsleuten zu nützen. Den damals schon als unzweifelhaft vorauszusehenden Sieg der Nordstaaten über die Südstaaten pries er hauptsächlich deshalb, weil er hoffte, daß, nach Zertrümmerung der Institution der Sklaverei, „die Erwerbung eines anbaufähigen Gebietes von der mehr als vierfachen Größe Deutschlands für freie Menschen und demokratische Selbstregierung", auch „den darbenden Millionen deutscher Arbeiter des Erz- und Riesengebirges, des Hundsrück, Taunus, der Eifel und Vogesen, des Schwarz-, Franken- und Thüringerwaldes zu gute kommen werde." Er schließt: „Das sollten Hunderttausende anderer Deutscher mitgenießen, welche Kraft und Lust in sich spüren, die Aufgabe ihrer Nation, Kultur in die Welt zu tragen, auf dem zunächst dafür empfänglichen Boden zu lösen." Ebenso patriotisch erklärte er im Vorwort: „Die deutsche Wissenschaft ist und bleibt das Forum, vor welchem alle geschichtliche und thatsächliche Wahrheit am Ende sich erhärten und beglaubigen muß."

Giebt es einen Deutschen, der eine höhere Idee von der seiner Nation zugefallenen Mission hege?

Ich war recht glücklich, daß wir wieder in gemüthlicher Plauderei unsere Meinungen mit einander austauschen konnten, um so mehr als, trotzdem unser Leben, seit wir uns im Winter 1852 auf deutschem Boden Lebewohl gesagt, sich auf ganz verschiedenen Bahnen bewegt hatte, sie nur in wenigen Fragen von einander abwichen.

Durch Douai kam ich mit dem deutschen Element der Bevölkerung von New-York und den umliegenden Orten in nähere Verbindung. Im Großen und Ganzen gefiel es mir auch damals nicht viel besser als zur Zeit, wo ich es zum ersten Male kennen gelernt hatte. Das scharfe Urtheil, welches ich in dem Abschnitt „Santa-Anna" über dasselbe gefällt, mußte ich, von einzelnen rühmenswerthen Ausnahmen abgesehen, immer noch aufrecht halten. Das war erklärlich. In überwiegender

Mehrheit gehören die aus ihrem Heimathlande auswandernden Deutschen den weniger gebildeten, gerade heraus gesagt, den ungebildeten Klassen an. Materielles Elend treibt sie über den Ocean. Aus in jeder Hinsicht bedrängten Verhältnissen plötzlich, ohne Uebergang, in den Genuß schrankenloser Freiheit gesetzt, wissen sie sich in diese schwer zu finden und mißbrauchen sie häufig. Ihnen scheint das Wesen der Freiheit in rücksichtsloser Bethätigung äußerlicher, über alle gesellschaftlichen Formen sich hinwegsetzender Rohheit zu liegen. Als wenig nachahmenswerthes und doch nur zu oft nachgeahmtes Beispiel dienten ihnen, früher wenigstens, die Irländer, wie selten sie auch Umgang mit ihnen pflegen. Auf den Erwerb angewiesen, gehen sie in der Regel in diesem auf, hauptsächlich viele Deutsche semitischer Race, welche in Amerika ihr gelobtes Land finden, wo sie unbehindert dem Cultus des goldenen Kalbes fröhnen können. Den Yankees gegenüber, die in ihrem knownothinghaften Dünkel, als geschäftskundige, praktische Leute, sie von oben herab ansahen, weil sie, eben unpraktisch, noch an gewissen moralischen „Vorurtheilen" hafteten, und die sie darum mit dem Spottwort „green dutchmen" brandmarkten, bewiesen sie — seit Deutschland sich zu einem mächtigen Reiche entwickelt hat, ist es damit viel besser geworden — nicht selten eine unwürdige Unterwürfigkeit. Sie waren stolz, ihnen abzulernen, wie sie sich räusperten und wie sie spuckten, stolz, das ideale Streben, welches im deutschen Volke liegt, und durch das es sich von anderen Völkern so vortheilhaft unterscheidet, zuerst zu verleugnen, dann allmälig aufzugeben.

Auch viele derjenigen Emigrirten, welche aus politischen Gründen in die neue Welt geflüchtet waren, fanden sich dort nicht zurecht. Auch sie versimpelten und verrohten nach und nach.

Um so höher muß man Männer achten, die wie Douai die Deutschen drüben zu veredeln trachteten, indem sie sie unter der Fahne der religiösen Freiheit schaarten, welche von allen Freiheiten am Geringsten in den Vereinigten Staaten herrscht,

denn bis auf den heutigen Tag haben die Amerikaner den von den „Pilgrimvätern" eingeschleppten stumpfsinnigen Bibelglauben, gepaart mit einem Fanatismus, der dem des Katholicismus nichts nachgiebt, und mit pharisäerhafter Unduldsamkeit gegen die „infidels", die Freidenker, die Religionslosen, nicht überwunden, während andererseits die Irländer sich an ihren herübergebrachten Papismus, der ja auf ihrer Heimathsinsel ihr einziger Trost und Halt bei der unmenschlichen englischen Bedrückung gewesen war und noch ist, klammern.

Ein vortheilhafter Umschwung im Charakter sowohl wie in der Stellung der Deutsch-Amerikaner war wohl schon durch den Bürgerkrieg verursacht worden, in welchem Viele von ihnen tüchtig mitgestritten und sich rühmlichst ausgezeichnet hatten, begeistert von der Idee, dem Institut der in den Südstaaten herrschenden Negersklaverei ein Ende zu bereiten, obwohl dieser Zweck erst nach Ausbruch des Kampfes vom Präsidenten Abraham Lincoln und den Führern der Nordstaaten fast widerwillig in's Auge gefaßt und dann verfolgt wurde. Noch war aber der Umschwung nicht durchgreifend genug, um mir für die deutsche Gesammtbevölkerung der Union Sympathien einzuflößen. Am Widerwärtigsten erschien mir die heranwachsende Generation. An ihr machte ich, wie auch andernorts, die merkwürdige, weder psychologisch noch ethnologisch genügend erklärte Wahrnehmung, daß die ersten aus nationaler oder Racen-Vermischung hervorgegangenen Produkte in moralischer Hinsicht häufig nur die Fehler, nicht die Tugenden der beiden Nationen oder Racen in sich vereinigen, während in physischer Hinsicht dieses weit seltener geschieht, nicht selten sogar das Gegentheil der Fall ist.

Beinahe nur mit Donai und gleichgesinnten Freunden verkehrte ich deshalb, vorübergehend auch mit dem später in sein altes Vaterland zurückgekehrten Friedrich Kapp, sowie dem ehemaligen Kriegsminister der badischen Insurrectionsarmee, späteren amerikanischen General und schließlich Herausgeber des „Baltimore-

Wecker" Franz Sigel. Allein nur bei den Ersteren empfand ich bisweilen das anderwärts vergeblich bei den Deutschen gesuchte Behagen, mich unter Gesinnungsgenossen zu wissen.

In jenem Kreise lernte ich Fräulein Assing kennen, Nichte Varnhagen's van Ense und Schwester der 1880 als geschiedene Frau des Cavaliere Grimelli in Florenz verstorbenen Ludmilla, der geistreichen Freundin Alexanders von Humboldt, Herausgeberin des Nachlasses ihres Onkels und Biographin des Fürsten Pückler-Muskau. Jene war damals bereits eine in vorgerückten Jahren stehende Dame. Gleich ihrer Mutter, der Dichterin anmuthiger Lieder, hatte sie sich zur Erzieherin ausgebildet. Das einzige Altjüngferliche an ihr war ihre Vorliebe für Katzen, von denen sie mehrere Prachtexemplare besaß. Sonst war sie an Herz und Geist jung geblieben, begeisterte sich für den Fortschritt auf allen Gebieten, vornehmlich auf dem religiösen, hatte, um ihre Vorurtheilslosigkeit zu beweisen, ein inniges Freundschaftsbündniß mit einem Vollblut-Neger geschlossen, der, seit er der Sklaverei entflohen, sich durch eigenes Studium zum beredten Vertheidiger der auch nach dem siegreichen Bürgerkriege nur im Prinzip, nicht in der socialen Praxis anerkannten Gleichberechtigung seiner Race emporgearbeitet, und erfüllte mit unermüdlichem Eifer die Pflichten, die ihr als Vorstandsmitglied der „freien Gemeinde" in Hoboken oblagen. Ich habe kaum eine andere Frau gekannt, die in gleich hohem Grade sich durch tiefes Gefühl und werkthätige Menschenliebe wie durch logisches Denken, das nicht zurückschreckte, aus einmal als wahr erkannten Prämissen die letzten Consequenzen zu ziehen, auszeichnete.

Während des Schreibens geht mir die betrübende Nachricht zu, daß Fräulein Ottilie Assing ihrem Leben ein freiwilliges Ende gemacht hat, indem sie sich mit Cyankali vergiftete. Ein von ihr als unheilbar angesehenes Brustleiden bewog sie, die Pforte zu erschließen, welche in das ewige Nichts führt. Sie befand sich, von Florenz kommend, wo sie seit einigen Jahren,

schriftstellerischen und journalistischen Beschäftigungen hingegeben, lebte, auf einer Reise nach Spanien und vollzog am 21. August 1884 den Selbstmord im Bois de Boulogne in Paris. Eine edle Frau weniger in der Welt!

Douai war es, der meine Bekanntschaft mit Karl Heinzen vermittelte, dessen Mitarbeiter am „Pionier" er eine Zeit lang gewesen war, von dem er sich aber, weil Letzterer, wie er mir sagte, eine allzu unverträgliche Natur sei, später getrennt hatte. Heinzen lebte damals in der Nähe von Boston, dem amerikanischen Athen, im Orte Roxbury, beinahe ausschließlich mit der Redaktion seines radikalen Wochenblattes und der Veröffentlichung von anderen, gleichen Radikalismus predigenden Schriften beschäftigt.

Im Herbst 1865 war er zufällig nach New-York gekommen, um vor einem dortigen deutschen Verein zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit trafen wir uns. Nachdem Douai kurz unsere beiden Namen genannt, den meinigen unter Hinzufügung meines militärischen Grades, richtete Heinzen, anstatt der von der Gesellschaft verlangten, banalen Phrase: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen", in einem Tone, bestimmt, jeden Widerspruch abzuschneiden und mit weithin schallender Stimme, als ob er auf einer Tribüne stände und eine nach Hunderten zählende Volksmenge zu haranguiren hätte, folgende Ansprache an mich:

„Sie sind Oberst und behaupten, freisinnig zu sein? Das ist unmöglich! Kein Militär ist freisinnig."

Erst später erfuhr ich, daß ein ausnahmsloser Haß gegen das „Soldatenthum" eine seiner Lieblingsschrullen war. Im Jahre 1872 gab er ein Buch heraus, das dazumal unter den Deutsch-Amerikanern vielen Staub aufwirbelte, und auf das ich noch zurückkommen werde, betitelt: „Der teutsche" — bei Leibe dicht „deutsche" mit einem d, das wäre seiner Ansicht nach nicht nur ein orthographischer Fehler, sondern fast ein politisches Verbrechen gewesen — „Editoren-Congreß zu Cincinnati oder das

gebrochene Herz", in welchem sich in einer vor einer Versammlung „teutscher" Turner gehaltenen Rede folgender Passus findet:

„Wenn es etwas auf der Welt giebt, das Sie mehr zu hassen haben als das Pfaffenthum, so ist es das Soldatenthum, denn es vereinigt mit der geistigen Brutalität die physische und würdigt seine Diener zu Bestien herab, die den Zweck haben, das Regiment der Bestialität der Menschheit aufzuzwingen. Werden Sie Soldaten der Revolution, aber hassen Sie das Soldatenthum, hassen Sie die Uniform, die Sie tragen, hassen Sie die Waffe, die Sie führen, hassen Sie das Commando, dem Sie gehorchen werden. Und ist der Sieg errungen, so zerreißen Sie die Uniform, so zerbrechen Sie die Waffe, so vernichten Sie das Commando."

Es hatte nämlich Heinzen's Zorn erregt, die deutsch-amerikanischen Turner bisweilen, wie er sagte, „Soldat spielen" zu sehen, und er erblickte darin die Gefahr, daß sie sich schließlich zu Werkzeugen „eines ehrgeizigen Meisters des Mordhandwerks" herabwürdigen lassen würden.

Ein Korn Wahrheit liegt in dieser Auffassung, das ist unleugbar; nur wird sie durch ihren Exklusivismus ungerecht. Mir war aber, wie erwähnt, diese Idiosynkrasie Heinzen's, als ich ihn zum ersten Male sah, noch unbekannt. Ich hatte deshalb wohl Grund, über jene mir zugeschleuderten Worte erstaunt zu sein. Alle Anwesenden, die eine scharfe Erwiderung meinerseits voraussetzten, umdrängten uns, wie um einen Conflikt zu vermeiden, der für die Gesellschaft leicht hätte peinlich werden können. Zum Glück fiel mir eine Epoche aus Heinzen's Vergangenheit ein, und ohne irgend welchen Aerger zu zeigen, erwiderte ich:

„Nun, dann ist auch ein gewisser Karl Heinzen, der sich freiwillig bei der holländischen Armee anwerben und als Unterofficier nach Batavia schicken ließ, kein freisinniger Mann."

In der That hatte er, nachdem er von der Universität Bonn, wo er Medizin studirte, relegirt worden war, in seiner Verzweiflung und der Noth gehorchend, jenen Schritt gethan, war aber, da er das Soldatenleben auf Java nicht aushalten konnte, bald nach Deutschland zurückgekehrt, um kurze Zeit hindurch eine Anstellung im preußischen Steuerfach zu bekleiden.

Mein grober Keil auf jenen groben Klotz erzielte eine unvorhergesehene Wirkung. Erst schwieg Heinzen eine Weile, dann streckte er mir die Hand entgegen, und als ich sie erfaßte, sagte er:

„Mit Ihnen binde ich nicht wieder an."

Wir verblieben denn auch in ziemlich gutem Einvernehmen. Mehrere Jahre später geriethen wir jedoch abermals hart an einander.

Heinzen war 1865 ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, sah indeß jünger aus. Von hünenhafter, plumper Gestalt, gewöhnlichen, doch ausdrucksvollen Zügen, mit breitem Mund, lebhaften Augen und auffallend großen, unschönen Händen und Füßen, trug seine ganze Erscheinung den Stempel bäuerischer Rohheit. Auch seine Manieren waren Alles eher denn fein, seine Sprechweise polternd. Was seinen Anzug betrifft, so sah man, daß er die Gebote der Mode der persönlichen Bequemlichkeit unterordnete. Einigermaßen erinnerte er mich in seinem Aeußern an den alten Jahn. Gleich diesem schien er mir mit seiner Rusticität zu kokettiren, wie Antisthenes mit seinem durchlöcherten Mantel. Eine nicht zu übertreffende Virtuosität besaß er im Schimpfen. Am Großartigsten trat sie in seinem „Pionier" zu Tage, wenn er, was beinahe in jeder Nummer geschah, mit diesem oder jenem Gegner — und wer war in seinen Augen nicht sein Gegner! — in Polemik gerieth. Auch aus vielen seiner Bücher läßt sich eine Blumenlese von groben Redensarten zusammenstellen. Vermuthlich hielt er diese pöbelhafte Sprache für „urteutsch".

Dabei war er eine ehrliche Haut, fest überzeugt von der Richtigkeit seiner ultra-radikalen politischen und religiösen Grundsätze, und durchaus unfähig, sie schnöden Vortheils halber abzuschwören. Nie hat er sie verleugnet, nicht einmal aus Klugheitsgründen verschwiegen. Das Wort „Opportunismus" existirte nicht in seinem Wörterbuche. Ihm galt es, und vielleicht mit Recht, als gleichbedeutend mit Gesinnungslosigkeit. Die staatsmännische Ader fehlte ihm also vollständig.

Nächst den Soldaten haßte er die Fürsten. Seit seine 1844 erschienene, aus eigener Erfahrung geschöpfte und einzelne treffende Bemerkungen enthaltende Schrift: „Die preußische Bureaukratie" ihm eine gerichtliche Verfolgung zugezogen und ihn gezwungen hatte, auf flüchtigen Sohlen sein Vaterland zu verlassen, das er erst vier Jahre später auf wenige Monate wieder erblickte, um sich Hecker's Aufstand, der so kläglich scheitern sollte, als Führer einer Freischaar anzuschließen — seit jener Zeit erfüllte seine Brust ein unversöhnlicher Haß gegen alle Wesen, die auf einem Throne oder in dessen unmittelbarer Nähe geboren waren. Mit geradezu verblüffender Ungenirtheit vertheidigte er, nachdem er zum zweiten Male ein Asyl in Nordamerika gefunden, in seinem 1854 in Louisville gegründeten, seit 1859 nach Boston verlegten Leibblatt, dem schon erwähnten „Pionier", sowie in anderen Brochuren die Theorie des Fürstenmordes. Uebrigens wußten seine Anhänger wie seine Gegner, daß Heinzen sich persönlich niemals entschließen würde, jene Lehre in die Praxis zu übertragen. Es handelte sich vielmehr um eine bis auf die Spitze getriebene Renommage, denn so gescheut war er doch, um einzusehen, daß mit dem bloßen Abschlagen gekrönter Häupter der Sache der Freiheit und der Republik nicht gedient ist. Es schien ihm aber zu schmeicheln, sich mit dem, ursprünglich wohl ironisch gemeinten Beinamen „Ferschtekiller" begrüßen zu hören.

Eine interessante Diskussion hatte ich mit Heinzen über die Frage der Einführung der Republik im monarchischen Europa.

Bei dieser Gelegenheit kam er sofort wieder mit seinen „ferschtenkillerischen" Ideen vorgefahren und schlug sein, natürlich nicht ernstgemeintes Radikalmittel à la Dr. Eisenbart vor. Selbstverständlich erklärte ich mich gegen dasselbe, nicht allein, weil es unmoralisch, sondern auch weil es unpraktisch, nicht allein, weil es ein Verbrechen, sondern auch weil es ein Fehler sei. Dagegen suchte ich seinen Einwand abzuschwächen, daß die Sache aus dem Grunde auf große Schwierigkeiten stoßen möchte, weil es in Europa verhältnißmäßig noch wenige Republikaner gäbe.

Ich äußerte mich ungefähr, wie folgt:

Die Zahl der prinzipiellen Gegner der republikanischen Staatsform vermindert sich auch in Europa von Tag zu Tag. Man leugnet nur, daß die Völker schon jetzt reif dafür seien. Häufig hört man die Behauptung, die Republik sei eine Staatsform für nahezu vollkommene Menschen, sie könne nicht bestehen ohne Republikaner, und wahre Republikaner seien nur in geringer Anzahl anzutreffen.

Bis zu einem gewissen Grade ist der Vordersatz wahr, falsch jedoch der daraus gezogene Schluß.

Bildung und Sittlichkeit sind allerdings die beiden Grundpfeiler, auf denen das Gebäude der politischen Freiheit aufgebaut werden muß. Nur wenn diese Vorbedingungen erfüllt sind, vermag die Herrschaft der Freiheit eine durchgreifende und wohlthätige zu sein. Umgekehrt ist jedoch auch als nothwendige Vorbedingung zum klaren Denken und zum sittlichen Handeln die Freiheit anzusehen. Aus diesem scheinbaren circulus vitiosus kommt man aber allein dadurch heraus, daß man mit der Einführung der letzteren nicht wartet, bis die Menschen die beiden ersteren vollständig erlangt haben.

Die drei Begriffe: Freiheit, Bildung, Sittlichkeit stehen in fortwährender Wechselwirkung; sie bedingen sich gegenseitig. Ein Früher oder Später darf es in Bezug auf sie nicht geben, sondern eine Gleichzeitigkeit. Man kann aus dieser Dreiheit

kein Glied herausreißen, ohne ihre übrigen Bestandtheile zu schädigen.

Die absolute Monarchie ist prinzipiell eine Gegnerin der Volksbildung, weil ein dummes Volk leichter zu beherrschen ist als ein geistig höher entwickeltes. Auch die Priester jedweder Religion bedürfen einer dummen Heerde, um sich als deren Hirten aufzuspielen. Sie verlangen vor allen Dingen einen blinden Glauben; mit den schärfsten Bannflüchen belegen sie das Selbstdenken. Bezeichnend ist, daß, nach der biblischen Legende, die verbotene Frucht im Paradiese vom „Baume der Erkenntniß" gepflückt, daß durch ihren Genuß die Augen der ersten Menschen aufgethan wurden.

Wo darum in absoluten Monarchien und in Theokratien Bildungsbestrebungen sich zeigen, geschieht es in Widerspruch mit dem innersten Wesen jener. Dem Wesen der Republik entspricht es hingegen, als ihre Hauptaufgabe die Volkserziehung zu betrachten. Die constitutionelle Monarchie wie die rationalistische Religionsauffassung, obwohl beide eine contradictio in adjecto enthalten, vermitteln, allerdings ungenügend, den Uebergang zur Republik und zum wissenschaftlichen, vom Dogma unabhängigen Denken.

In gleicher Weise entspricht es dem Wesen der Republik, die Sittlichkeit zu fördern. Ein absolut unfreier Mensch kann nicht schlecht, er kann aber auch nicht gut handeln. Sklaven sind unzurechnungsfähig. Wo unbedingter Gehorsam verlangt wird, hört die Selbstbestimmung und mit ihr die persönliche Verantwortlichkeit auf. Allein gebildete und sittenreine Menschen können wahre Republikaner sein, allein durch die Freiheit können die Menschen zur wahren Bildung und Sittenreinheit gelangen.

Mit diesen theoretisch unbestreitbaren Wahrheiten stimmen nun freilich die Thatsachen nicht überein. Die amerikanische Union ist weit entfernt davon, den Namen einer Musterrepublik, welchen sie sich gern beilegen läßt, zu verdienen. Geistig wie

sittlich steht sie auf einem keineswegs hohen Niveau. Der Druck, welchen drüben eine ungebildete Menge durch das allgemeine, oft von politischen „Drahtziehern" gefälschte und irregeleitete Stimmrecht ausübt, ist kaum weniger schlimm als der eines Despoten. Die Majorität wird leicht zur Ochlokratie. Auch die öffentliche Corruption hat dort eine erschreckende Ausdehnung angenommen. Von dem nie völlig zu stillenden Heißhunger nach Gold ist die ganze Gesellschaft erpackt. Diese beklagenswerthen Zustände treten indessen auf, nicht weil, sondern obgleich die republikanischen Institutionen herrschen. Heutzutage existirt nämlich noch keine Republik, wie sie sein soll. Alle haben monarchische Gebrechen als Erbschaft übernommen und leiden darunter. Richtig durchgeführt muß sie einen bessernden Einfluß auf das Leben der Bürger ausüben.

Da nun aber Bildung und Sittlichkeit auf dem europäischen Continent sicher nicht tiefer stehen als auf der westlichen Hemisphäre, so braucht man ihnen nur die volle Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten, und sie werden schöne Blüthen und Früchte tragen. Diese volle Möglichkeit gewährt aber allein die republikanische Staatsform. Nimmermehr kann die Monarchie, auch nicht die constitutionelle, als ausreichende Vorschule dienen für die Republik. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie Präsident Grant es in seiner Botschaft vom 4. März 1873 sagte, die republikanischen Einrichtungen berufen sind, den Erdkreis zu erobern. Zuerst natürlich das verhältnißmäßig hochgebildete Europa.

Mögen auch anfänglich die sich dort bildenden Republiken nur Minoritäten von wahren Republikanern in ihrem Schooße zählen, nach und nach werden diese mit Nothwendigkeit sich in Majoritäten umwandeln. Um schwimmen zu lernen, muß man vorerst in's Wasser gehen. Nur durch die Freiheit können Menschen wie Völker zur Freiheit erzogen werden.

Hauptsächlich mit einem Satze meiner Ausführungen war Heinzen einverstanden; mit der Bemerkung, daß, wo in Re-

publiken sich Mißstände zeigen, sie auf die allen ohne Ausnahme im Blute steckende monarchische Erbsünde zurückzuführen seien. Darum verwarf er vernünftigerweise wegen ihres monarchischen Beigeschmacks die Institution der Präsidentschaft. Mit stets neuen Argumenten und — Schimpfwörtern zog er gegen den „König im Frack" — ich glaube, dieser sprichwörtlich gewordene Ausdruck ist Heinzen's Erfindung — zu Felde, namentlich in einer auch in's Englische übersetzten Brochure: „Was ist wahre Demokratie?"

Die Methode, auch den höchsten Würdenträger der Republik aus der direkten oder indirekten Volkswahl hervorgehen zu lassen, ihm also einen gleichen Ursprung zu verleihen wie dem Congreß, ist absolut unstatthaft. Leicht wird hierdurch zwischen der legislativen und der exekutiven Gewalt ein verderblicher Antagonismus geschaffen. Es darf nur eine Volksvertretung geben. Aus dieser muß dann die jeden Augenblick widerrufliche, von jener ihre Befehle empfangende, ihr für deren Ausführung verantwortliche, aus mehreren, für je einen der verschiedenen Verwaltungszweige geeigneten Personen zusammengesetzte Vollziehungsbehörde hervorgehen. Das System des Convents ist trotz mancher ihm anhaftenden und nicht leicht zu beseitigenden Unzukömmlichkeiten das einzig wahrhaft republikanische. Auch ein Präsident ist ja eine Art von Monarch, von Alleinherrscher, der vielfach nach seinem eigenen Willen Bestimmungen trifft, über öffentliche Gelder verfügt, Beamte anstellt u. s. w.; darum fort mit ihm!

Ebenso halte ich jede zu weit geführte staatliche Centralisation für gefährlich. Je größer die Fractionirung in Gruppen, die sich selbst regieren, desto unbeschränkter vermag der Einzelne seine Freiheit auszuüben. In dieser Beziehung hatten die zum Föderalismus neigenden Girondisten das Wesen der Republik richtiger erfaßt als die Jacobiner mit ihrer „république une et indivisible" und der bevorzugten Stellung, welche sie der Hauptstadt Paris einräumten; in dieser Beziehung kommt in

Amerika die demokratische Partei, welche für die Rechte der Einzelstaaten — states' rights — gegen die centralistische Uebermacht — die state's rights — eintritt, der republikanischen Idee näher als die republikanische.

Wiederholt habe ich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und später in Mexiko in Wort und Schrift die Abschaffung der Präsidentschaft befürwortet. Will man diese Theorie utopisch nennen, nun so erinnere ich an das ebenso schöne wie wahre Wort Victor Hugo's: „chaque utopie est un berceau" — jede Utopie ist eine Wiege.

Sehr schlecht kamen bei Heinzen die Geistlichen aller Religionen und Confessionen weg. Ausnahmslos betrachtete er sie als Betrüger, nicht etwa als betrogene, sondern als bewußte. In jedem roch er den Jesuiten. Daß wir Beide auf diesem Felde nicht carambolirten, ist überflüssig zu versichern. Mit einigen Einschränkungen — Heinzen war in Allem extrem — theilte ich seine Ansichten.

Später las ich einmal, leider nur in englischer Uebersetzung, einen von einer japanischen, in Tokio erscheinenden Zeitung, „Tschoya Schimbun", veröffentlichten Leitartikel, in welchem eine Untersuchung angestellt war, ob die Religion im Allgemeinen dem Menschengeschlechte Vortheile oder Nachtheile gebracht habe? Nach einer höchst originellen, auf historische Thatsachen gestützten Auseinandersetzung, in welcher der Verfasser verschiedene Religionen, so den Schintoismus, den Buddhismus, das Judenthum und das Christenthum Revue passiren läßt, kommt er zu folgendem Schlusse: „Aus dem Obigen erhellt nun, daß die Religion die Menschen nicht in der Civilisation fördert, denn wenn diese Fortschritte macht, schwächt jene sich ab. Die Religion ist somit nur ein trügerisches Aushängeschild der Civilisation."

Von den zur Erhärtung dieser kühnen Behauptung beigebrachten Argumenten will ich nur eines anführen: „Während des Mittelalters", wird im Artikel gesagt, „befanden sich die

Nationen Europas noch in einem äußerst uncivilisirten Zustande. Kaum einen Tag erfreute sich damals jener Continent des Friedens; stets wurde er durch Kriege, welche großentheils ihren Ursprung in der Religion hatten, zerrüttet. Entsetzlich waren die Barbareien der Kreuzzüge. Die Leichen derjenigen, welche in denselben fielen, würden, aufgethürmt, einen Berg gebildet haben. Zu jener Zeit waren die Völker sehr eifrig in der Religion, und gerade darum führten sie jene Kriege.

„Aber nach vielen Jahrhunderten voll Blutvergießens begannen sie betreffs der Zweckmäßigkeit und solcher Art des Vorgehens Zweifel zu hegen. Der religiöse Eifer erkaltete; das Denkvermögen erstarkte, und die Civilisation machte allmälig Fortschritte bis zu dem Punkte, auf welchem wir sie jetzt erblicken. Wenn wir den religiösen Eifer des Mittelalters mit dem der Gegenwart vergleichen, so werden wir finden, daß er damals hundertmal stärker war, als er es jetzt ist, während die Kenntnisse der heutigen Zeit hundertmal größer sind, als sie es damals waren. Dies beweist, daß Civilisation und Religion ihre Plätze wechseln. Wenn jene auftritt, verschwindet langsam diese. Haben wir demnach Unrecht, zu behaupten, daß die Religion keine gute Wirkung ausübt?"

Die praktische Anwendung dieser Beweisführung lautete: „Von der Ansicht ausgehend, daß die Religion sehr schädliche Wirkungen hervorbringt, meinen wir, sie verdiene es kaum, daß die Regierung sich um sie kümmere. Der Glaube des Volkes kann nur in seinem Herzen gebildet werden. Es scheint darum unangemessen, daß die Regierung vorschreibe, welche Form des Glaubens die richtige, welche die falsche sei, was in dieser Hinsicht gethan, was unterlassen werden soll. Es wäre besser, die Regierung gestattete dem Volke, Gott nach eigenem Belieben zu verehren" — wer erinnert sich hierbei nicht der bekannten Worte Friedrichs des Großen: Jeder mag nach seiner Façon selig werden? — „unter der Voraussetzung, daß dadurch nicht die Landes-

gesetze verletzt werden. Wir fürchten, daß, wenn die Regierung sich in Religionsangelegenheiten einmengt, wir von eben solchen Unruhen werden heimgesucht werden, wie diejenigen waren, unter welchen Europa im Mittelalter litt, oder daß wir wenigstens gegen viele Gesetzverächter werden einschreiten müssen."

Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß die Regierung des Mikado jene Rathschläge eines oppositionellen Blattes berücksichtigte und — das Kultusministerium abschaffte.

Auf einem ähnlichen Standpunkt standen Heinzen und ich. In den Vereinigten Staaten verurtheilten wir die trotz der dort gesetzlich eingeführten Trennung von Staat und Kirche beliebte Einschmuggelung des Gottglaubens in Politik und Gerichtswesen. Ich namentlich bemühte mich während meines damaligen gezwungenen Aufenthalts in New-York durch in jener Stadt und anderen, wie Brooklyn, Hoboken, Newark, gehaltene Vorträge, welche immer eine zahlreiche deutsche Zuhörerschaft herbeizogen, jeden Aberglauben, also, was ich als damit gleichbedeutend erachte, jeden Glauben zu zerstören.

Wie es überhaupt meine Gewohnheit ist, sprach ich immer frei. Weder schrieb ich meine Reden nieder, noch memorirte ich sie. Nur eine Art von Skelett pflegte ich mir vorher zu entwerfen, um im Großen und Ganzen den Gedankengang festzustellen. Solche Skelette besitze ich noch in Menge.

Besonderes Aufsehen machte meine Erklärung der Ringfabel in Lessing's „Nathan dem Weisen", deren Bedeutung ich in den Worten erkannte:

„Der rechte Ring vermuthlich ging verloren."

Ich sagte darin unter Anderm: „Der Deismus unterscheidet sich nur scheinbar vom Atheismus. Nicht auf einen Glauben an einen Gott überhaupt kommt es den Religionen an, sondern auf den Glauben an einen bestimmt formulirten Gott. Nicht das Ob?, sondern das Wie? bildet deren Basis. Wenn man befugt ist, Gott sich nach seinem individuellen Belieben vor-

zustellen; wenn man mit Faust das Wort, das im Anfang war, bald mit „Sinn", bald mit „Kraft", bald mit „That" übersetzen darf, so verwässert sich der Gottbegriff in dem Maße, daß schließlich nichts mehr von ihm übrig bleibt. Auch ein Atheist wird nicht so unvernünftig sein, eine Urkraft zu leugnen, aus welcher Alles, was ist, hervorgegangen und noch hervorgeht. Eine Wirkung ist ja undenkbar ohne eine Ursache. Das Gesetz der Causalität beherrscht das Weltall. Der Deismus ist demnach nur eine Fiction, bei den meisten sich bona fide für Deisten haltenden oder als solche ausgebenden Menschen eine Selbsttäuschung.

„Aber auch seiner bedürfen wir nicht, um ganz und voll zu sein, was wir sein sollen: Menschen. Mag immerhin der echte Ring von den dreien, von den vielen andern, deren jeder eine verschiedene Religion bezeichnet, verloren gegangen sein: es darf uns nicht anfechten. Im „Nathan" zeigt uns Lessing der Menschheit Beruf, und dieser Beruf ist so edel, so schön, so erhaben, daß sie um nichts Weiteres sich zu kümmern braucht. Des wahren Ringes geheimnißvolle Kraft erweist sich in allgemeiner religionsloser Menschenliebe."

Ich sprach auch über „Alte und neue Weltanschauung", über „Gut und Böse", über das „Opfer", über das „Gebet" und ähnliche Themata. Dem letzten Vortrag wohnte Heinzen zufällig bei. Als ich meine Auseinandersetzung in den Versen resumirte:

„Warum streckst Du in Noth gekettete Hände gen Himmel,
Spannst das schleppende Wort vor die beflügelte That?
Mensch, der droben ist taub für alle Gebete des Schwachen.
Nur wer stark, wird erhört, denn bist Du stark, hilfst Dir selbst" —

da kam er auf mich zu, drückte mir herzlich die Hände und sprach mir seine Zustimmung aus. Im Allgemeinen war er sehr sparsam mit Beifallsbezeugungen auch Gesinnungsgenossen gegenüber; darum mußte ich die von ihm gespendete mir hoch anrechnen.

Mit der Wiederaufnahme meiner Thätigkeit als Redner vor freien Gemeinden glich ich ein wenig jenen mittelalterlichen Bischöfen, die halb Geistliche, halb Krieger waren. Auch ich habe von Zeit zu Zeit das Schwert niedergelegt, um das Wort zu ergreifen und Religionslosigkeit zu predigen, oder umgekehrt.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß ich sogar thatsächlich, obwohl nur für eine Stunde, die Rolle eines Geistlichen übernehmen mußte.

Während meines ersten Aufenthalts in New-York pflog ich mit dem Prediger Heinrich Toelke, der an einer deutschen protestantischen Kirche angestellt war, Umgang. 1852 schon dem Rationalismus huldigend, hatte er sich allmälig zum Unglauben durchgerungen und deßhalb seine Stellung aufgegeben. Aufrichtig wünschte ich ihm Glück zu dieser Selbstbefreiung. Toelke, Wittwer geworden, wollte sich nun zum zweiten Male verheirathen. Da er aber mit Recht Anstand nahm, sich von einem gläubigen Pfarrer mit seiner Braut zusammengeben zu lassen, und Dr. Douai zufällig auf einige Wochen abwesend war, so bat er mich, die Trauung zu vollziehen. Zuerst faßte ich die Sache als einen Scherz seinerseits auf. Als Toelke jedoch darauf bestand und mir aus den amerikanischen Gesetzen nachwies, daß ich, wegen meiner früheren Eigenschaft als Sprecher der freien Gemeinde zu Zeitz, die Befugniß dazu hätte, so daß jede von mir eingesegnete Ehe volle Rechtsgiltigkeit besäße, gab ich nach. Die einzige Concession, die ich dem von mir vorzunehmenden feierlichen Akte machte, welchem außer den direkt dabei Betheiligten und ihren Trauzeugen nur wenige Bekannte beiwohnten, war, daß ich mich schwarz ankleidete. Alles verlief in den üblichen Formen. Auf meine doppelte Frage wurde von Beiden das bindende Ja gesprochen, daraufhin fügte ich ihre Hände zusammen und richtete an die Neuvermählten eine Ansprache, die sich von den bei ähnlichen Gelegenheiten von Talar- oder Stola-Trägern gehaltenen in sofern unterschied, als

der liebe Gott dabei aus dem Spiele blieb, da ich, in völliger Unkenntniß desselben, seinen Namen nicht unnützlich anrufen wollte, außerdem wohl auch dadurch, daß sie mehr aus dem Herzen kam und nicht allein ein Herplappern sakramentaler Worte war.

Es dürfte schwerlich jemals vorgekommen sein, daß ein früherer protestantischer Pastor von einem noch im aktiven Dienste stehenden Genieobersten copulirt und zwar, wie die Amerikaner sagen, „duly married" worden sei. Ebensowenig ist es wahrscheinlich, daß ich selbst noch einmal in die Lage komme, als legaler Ehestifter zu fungiren. Der Gedanke gewährt mir aber Genugthuung, auf diese für mich müheloſe Weise zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.

Nicht günstiger als die Pfaffen beurtheilte und behandelte Heinzen die Geldmänner. Nichtsdestoweniger war er, vielleicht aus persönlicher Feindschaft gegen Karl Marx, ein Gegner der „Internationale".

Von Mitte 1871 bis zum Frühling 1872 befand ich mich wiederum in New-York. Ich habe schon im ersten Theile erzählt, daß mein damals gemachter Versuch, nach Mexiko zurückzukehren, scheiterte, weil Benito Juarez, der mein politischer Gegner geworden war, noch das Staatsruder in der Hand hielt, und meine Freunde mir dringend abriethen, mich nochmals für unsere Sache nutzlosen Verfolgungen auszusetzen.

Seit dem September 1869 bestand in New-York eine 1872 wieder eingegangene sehr freisinnige Wochenschrift: „Die neue Zeit", für die auch Douai, Carl Vogt, der jüngstverstorbene Culturhistoriker Kolb, Ludwig Büchner, Herwegh und andere berühmte liberale Schriftsteller Beiträge lieferten. Ich trat in die Redaktion ein.

Damit verscherzte ich mir jedoch die Freundschaft Heinzen's, den ich mit Freuden wiedergesehen hatte. „Die neue Zeit" machte nämlich seinem „Pionier" Concurrenz, und darum richtete er unabläſſig seine schärfsten Pfeile gegen unser Blatt.

Endlich wurde es mir zu arg. Ich beschloß, meinerseits eine Polemik gegen ihn zu eröffnen.

„Bringen Sie nicht Zwietracht in die leider noch so kleine Schaar wahrer Radikalen" — sagte mir ein Bekannter, um mich von jenem Vorhaben abzubringen.

Als Antwort citirte ich das „amicus Plato, sed magis amica veritas." Heinzen ist mein Freund, doch größere Freundinnen sind mir Wahrheit und Gerechtigkeit. Warum auch sollten wir ihm immer die Rolle des Hammers überlassen und uns mit der des Amboßes begnügen? War er es nicht, welcher fortwährend auf die rücksichtsloseste, ungerechteste Weise gegen hervorragende Radikale loszog? Jede Nummer des „Pionier" gab Zeugniß davon. Es schien beinahe, als ob er mit Vorliebe seine Angriffe gegen Männer richtete, die auf seinem eigenen Standpunkt standen und nur in unwesentlichen Fragen von ihm abwichen. Vielleicht lag der Grund hiervon in seiner Furcht, daß sie ihn in den Schatten stellen möchten.

Gern erkenne ich die Berechtigung eines jeden Ichs an, selbst wo dieses sich in etwas zu entschiedener Weise vordrängt. Aber das darf nicht so weit gehen, den übrigen Ichs die gleiche Berechtigung zu verweigern. Von jeher bin ich ein Gegner jedweden Autoritätsglaubens gewesen. Niemals habe ich mich vor einem αὐτὸς ἔφα gebeugt, und sei dieser αὐτὸς auch ein — Heinzen. Wo immer ich einen neuen Götzen aufrichten sehe, da greift instinctiv meine Hand nach einem Steine, um ihn gegen das Bild zu schleudern. Aus Gefühl wie aus Ueberzeugung bin ich in solchen Fällen Ikonoklast.

Das Schlimme war, daß um Heinzen als Hohenpriester sich eine allerdings wenig zahlreiche Gemeinde gebildet hatte, die auf seine Worte als auf die eines untrüglichen Meisters schwur und jeder der Abschlachtungen zujauchzte, welche er periodisch an Rivalen, sie auf dem Altar seiner maßlosen Eitelkeit opfernd, vorzunehmen pflegte.

Hörte ich doch einmal aus dem Munde eines Heinzen-Gläubigen die eines jeden Denkenden, vornehmlich eines freisinnigen Menschen unwürdige Aeußerung:

„Alles, was Heinzen schreibt, unterschreibe ich blindlings, ohne es auch nur gelesen zu haben."

Einen derartigen Personencultus hielt ich für gefährlich. Ich erachtete es als meine Pflicht, energisch dagegen zu protestiren. Es schien mir die höchste Zeit, dem aggressiven Gebahren Heinzen's entgegenzutreten; am Ende war es doch kein Verbrechen, nicht überall gleicher Meinung mit „dem Weisen von Roxbury", wie seine Freunde ihn getauft hatten, zu sein.

Man rieth mir auch aus dem Grunde ab, mit Heinzen anzubinden, weil er sicher sehr grob werden und mir recht unästhetische Beiwörter an den Kopf werfen würde. Desto schlimmer — für ihn, entgegnete ich. Wer keine Gründe hat, nimmt seine Zuflucht zum Schimpfen und ist dadurch allein schon gerichtet. Der Riese Goliath war gewohnt, die Kinder Israels mit Keulenschlägen zu traktiren, und doch brach jener Philister zusammen, schwer am Kopfe getroffen von einem Stein aus der Schleuder des kleinen David.

Heinzen hatte sich in eine förmliche Erbitterung hineingeschrieben. So lange sie ihr Gift gegen unsere gemeinsamen Feinde spritzte, wollte ich es dulden, obgleich ich auch dann dem suaviter in modo neben dem fortiter in re huldige; die Gleichdenkenden durften aber nicht länger darunter leiden. Damit hätte man seinem biliösen Temperament zu viel Rechnung getragen. Außerdem steckte er ja selbst voller Vorurtheile, wenn auch negativer Art. Weil viele Militärs einer, seiner Ansicht nach, schlechten Sache dienen, galt ihm, wie ich schon weiter oben bemerkt habe, eine Ausnahme unter ihnen als Unmöglichkeit. Ebenso verdammte er alle Adeligen, allein des vor ihrem Namen stehenden Wörtchens „von" wegen, also auch mich, in Bausch und Bogen, und wenn er nicht Victor Hugo und

Rochefort nach seiner Manier verarbeitet hat, so geschah es vermuthlich nur deshalb nicht, weil er vergessen hatte, daß auch diese Beiden von adeliger Geburt sind.

Also en avant!

In einem Leitartikel: „Ein neuer Gegner der Internationale" wendete ich mich zunächst gegen Rudolph Lexow, den zum Millionär gewordenen Herausgeber des „Belletristischen Journals", das aus der „Criminalzeitung" hervorgegangen war, für welche ich 1852 und Anfangs 53 viel geschrieben, und in dem ich noch 1865 meine historisch-politische Arbeit über „Mexiko und die mexikanische Frage" veröffentlicht hatte. In Lexow's vielgelesenem und einflußreichem Blatte war eine gehässige Philippika gegen die Arbeiterbewegung im Allgemeinen und speziell gegen die „Internationale" erschienen, voller Irrthümer, voller Lügen, voller Verleumdungen, voller persönlicher Verdächtigungen ihres damaligen Führers Karl Marx. Ich trat für diesen wie für jene in die Schranken und führte gegen die Behauptung, „in Deutschland verhindere die Besorgniß vor der Internationalen die Rückkehr auf den Friedensfuß", die bekannte Thatsache an, daß gerade sie eine Gegnerin des letzten deutsch-französischen Krieges gewesen war, wie sie überhaupt eine Gegnerin jedes Krieges zwischen Nation und Nation ist. Heinzen's Namen erwähnte ich nur beiläufig; ich sprach mein Bedauern aus, daß er in diesem Falle mit Lexow an demselben Strange ziehe, und die Hoffnung, daß er auch in der Arbeiterfrage sich zu unseren Ansichten bekehren werde. Diese Bemerkung sowie die Vertheidigung des von ihm ingrimmig gehaßten Marx machte ihn wild. Heinzen wurde ausfallend. Mir blieb wirklich nichts übrig, als ihn zurechtzuweisen. Ich schrieb unter Anderm:

„Ebenso wie Luft und Wasser — so lautet eine der Forderungen der Internationalen — muß der Erdboden ein Gemeingut der Menschheit sein. Ist diese Forderung etwa eine

so gar unberechtigte? Was würde geschehen, was müßte mit logischer Nothwendigkeit geschehen, wenn das heutige System des auch auf Grund und Boden ausgedehnten Besitzrechtes noch einige Jahrhunderte fortbestehen sollte? Die meisten unserer Epigonen würden dann schon bei ihrer Geburt nirgends einen Flecken Erde finden, wohin ihre Wiege zu stellen wäre, ohne den früheren Geschlechtern, die die ganze Erde im voraus als persönliches Eigenthum unter sich getheilt, Zoll und Abgaben dafür zu zahlen. Schon jetzt muß man den Proletarierkindern, sobald sie das Licht der Welt erblicken, die trostlosen Worte zurufen:

„Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit Dir geboren,
Von dem ist leider nie die Frage."

„Findet Herr Heinzen einen derartigen Zustand gerecht? Und wenn die Internationale ihn zu ändern und zu verbessern strebt, muß sie dafür, wie Herr Heinzen es wünscht, „strangulirt" werden?"

Bezüglich Marx' sagte Heinzen, daß er ihn seit dreißig Jahren und zwar ganz genau persönlich kenne, und leitete aus diesem Umstande seine Befugniß ab, endgiltig über ihn abzurtheilen, während er mir dieselbe, weil ich in keinen persönlichen Beziehungen zu Marx gestanden, nicht zugestehen wollte. Ich erwiderte:

„Sollte es eine unerläßliche Vorbedingung sein, um über einen öffentlichen Charakter ein Urtheil abgeben zu dürfen, mit ihm vorher einen Scheffel Salz verzehrt zu haben? Ich meine, ein Fernerstehen giebt uns bisweilen ein richtigeres Bild von einem Menschen als ein allzu nahes. Es ist überdies nicht unmöglich — wir sind ja alle Menschen — daß Herr Heinzen sich durch Gründe rein privater Natur hat beeinflussen lassen, um ein so strenges Verdikt über Karl Marx zu fällen. Sei dem, wie ihm wolle, in meinen Augen haben Personen eine verhältniß-

mäßig geringe Wichtigkeit, wo es sich um Prinzipien handelt. Die der Internationalen sind nicht vollkommen; ich glaube aber, daß durch sie, gewisser Maßlosigkeiten entkleidet, die Heilung der gegenwärtigen, durch und durch kranken Gesellschaft herbeigeführt werden kann.

„Heinzen scheint es mir übelgenommen zu haben, daß ich die Hoffnung ausgesprochen, er werde sich auch in dieser Frage zu unseren Ansichten bekehren. Ich habe dabei keineswegs die Absicht gehabt, ihm zu nahe zu treten. Oder glaubt etwa Herr Heinzen fertig zu sein mit seinen Ansichten? „Strebend nur bist Du Mensch!" So ist es also nicht ausgeschlossen, daß auch er noch im Laufe der Jahre diesen oder jenen Irrthum ablege, diese oder jene Wahrheit besser erkennen lerne und sich auf einen höheren, klareren und vorurtheilsfreieren Standpunkt aufschwinge, als der ist, welchen er in diesem speziellen Falle noch einnimmt. Ich würde meinen, ihm eine Beleidigung zuzufügen, wenn ich annehmen wollte, er halte sich für unfehlbar."

Das war gerade die Sprache, um Heinzen außer dem Häuschen zu bringen, und er unterließ es denn auch nicht, gegen mich loszuwettern.

Wie befugt ich aber war, von mir zu sagen, daß ich die Ansichten der Internationalen nicht für vollkommen halte, geht aus einem anderen Leitartikel hervor, betitelt: „Die geistige Arbeit". Nachdem ich mich darin offen als Materialisten bekannt — „Alles ohne Ausnahme", schrieb ich, „läßt sich auf die Materie zurückführen. Was wir Geist nennen, ist nichts weiter als das Resultat verschiedener Combinationen des Stoffes" — und das Recht der materiellen Arbeit anerkannt hatte, fuhr ich fort:

„Aber wir dürfen nicht in die Charybdis fallen, um der Scylla zu entgehen. Wir dürfen namentlich nicht die geistige Arbeit tiefer stellen als die materielle. Wir wollen keine Aristokratie des Kopfes, aber ebensowenig eine Aristokratie der Hand. Wir wollen eine Gleichberechtigung beider; ja noch mehr,

wir streben dahin, daß alle Handarbeit, so zu sagen, durchgeistigt werde, und daß der Theil derselben, welcher einer Durchgeistigung nicht fähig ist, statt von denkenden Menschen, mehr und mehr von bewußtlosen Maschinen vollbracht werde.

„Kopf und Hand sollen stets zusammengehen. Wird denn aber, kann etwas gethan werden ohne den Geist? Ist die geistige Arbeit nicht immer die Quelle, aus der die Handarbeit entspringt? Ehe eine Maschine mit ihren tausenden von Rädern, Gewichten und Schrauben wirken kann, muß sie doch eine geistige Präexistenz im Kopfe ihres Erfinders gehabt haben. Ehe ein Haus durch die Arbeit der Maurer aus Stein und Mörtel sich erhebt, muß der Plan dazu — eine geistige Arbeit — vom Baumeister entworfen sein. Weil man früher die Handarbeit so gering geachtet hat, ist es falsch, in der Reaktion dagegen so weit zu gehen, jetzt ein Gleiches mit der geistigen Arbeit zu thun. Ein bloß materieller Fortschritt hat niemals lange Zeit hindurch ein Volk an der Spitze der Civilisation erhalten.

„Gerade in diesem Punkte könnte und sollte der deutsche Einfluß in Amerika zu einem günstigen und segensreichen werden. Man nennt die Deutschen ein Volk von Denkern, die Amerikaner ein praktisches Volk. Jedes von ihnen repräsentirt eine Halbheit. Amalgamire man sie, und das Ergebniß wird sein: ein Volk von praktischen Denkern oder von denkenden Praktikern.

„Das ist es, was wir wollen. Keine Ueberhebung der geistigen Arbeit über die Handarbeit, aber auch keine Tieferstellung jener. Eine enge Verschwisterung beider ist erforderlich, um eine Nation wie ein jedes ihrer Mitglieder frei, groß und glücklich zu machen."

Ich fand und finde es darum nicht in der Ordnung, aber wohl begreiflich, daß die Arbeiter, welche als Klasse unterdrückt sind, ihren Kampf als solche führen. Das Feldgeschrei der Zukunft muß jedoch auch für sie sein: Nieder mit allen die Menschen

trennenden Schranken, also auch nieder mit denjenigen, welche die heutige Gesellschaft in Klassen scheiden.

Da ich gerade von der socialen Frage spreche, will ich beiläufig bemerken, daß in einem am 21. Oktober 1871 in der „Neuen Zeit" von mir veröffentlichten Artikel: „Bismarck und die Internationale" sich folgende Stellen befanden:

„Bismarck weiß sehr wohl, daß hinter den socialistischen Führern Zehntausende stehen, die nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen haben, daß hinter diesen Zehntausenden bewußter Socialisten die ganze Masse des hart arbeitenden, entbehrenden, bedrückten Volkes steht, ein unerschöpfliches Meer gährender Elemente, das seiner Kraft und der Mittel und Wege noch unbewußt, sich hier und da in großartigen, fast immer erfolglosen Strikes, in einzelnen gewaltsamen Eruptionen bemerklich macht, das aber nur der Klarheit des Zieles, der Organisation und der Führer bedarf, um eine gewaltige Macht darzustellen. Es ist daher völlig kindisch und zeugt von gänzlicher Unkenntniß des Charakters jenes Staatsmannes, wenn man mit der Miene der Ueberlegenheit die Ansicht belächelt, als könne ein Bismarck sich mit so untergeordneten Dingen befassen. Man möge sich darauf verlassen, daß die Bildung jedes neuen socialistischen Vereins in Deutschland Bismarck mehr Kopfschmerzen verursacht, als vierundzwanzig Reden der Oppositionsschwätzer. Offenbar ist er sich aber über seinen Operationsplan gegen diesen furchtbarsten aller seiner Gegner noch nicht ganz klar. Wird er Gewalt-, Unterdrückungs-Maßregeln anwenden? Einiges scheint dafür zu sprechen: die strengere Censur socialistischer Zeitungen, die Verfolgung und Einkerkerung der Führer. Dergleichen fördert aber nur die Bewegung. Das weiß Bismarck selbst. Wir glauben daher, daß er auch zu anderen Mitteln greifen wird, zu einschläfernden, besänftigenden, wie Schiedsgerichte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, karge Unterstützungen, staatliche Organisationen à la Schultze-Delitzsch

u. s. w. Damit wird er vorübergehende Erfolge erzielen. Alle derartige Versuche aber, die mächtig anschwellende sociale Bewegung auch nur für einen nennenswerthen Zeitraum zu hemmen, werden scheitern."

So geschrieben vor dreizehn Jahren in New-York! Darf ich mich da, Angesichts der neuesten staatssocialistischen oder, wie Bennigsen sie treffender nennt, polizeisocialistischen Maßregeln des großen Kanzlers, nicht rühmen, ein ziemlich guter Prophet gewesen zu sein?

Eine wahre Wuth hatte Heinzen gegen die Mehrzahl der dmaaligen deutsch-amerikanischen Journalisten. Sammt und sonders reihte er sie unter der Rubrik: „feile Lohnschreiber" ein. Ihnen galten seine sublimirtesten Kraftausdrücke. Er übersprudelte förmlich von Phrasen des Ekels und der Verachtung. Die scharfe Geißelung, welche er ihnen fast in jeder Nummer seines Wochenblattes, das durch die Beiträge einer kleinen, opferwilligen Schaar unbedingter Anhänger erhalten wurde, angedeihen ließ, war meistentheils eine gerechte. Nur wußte er auch hier nicht Maß zu halten. In Heinzen's Augen war der „Pionier" die einzig würdige Zeitung. An ihrem Kopfe hätte sie die der Formel des alttestamentlichen Jahwe ähnliche tragen können: „Du sollst keine anderen Blätter lesen neben mir!" Jene anderen Zeitungen befanden sich freilich nicht in der angenehmen Lage wie die Heinzen'sche, kein Blatt vor den Mund nehmen und um Einkünfte aus Abonnements und Anzeigen sich nicht kümmern zu brauchen. Sie mußten, wollten sie fortbestehen, gewisse Rücksichten nehmen auf ihr ausgedehnteres Leserpublikum. Nur daß sie diesen Rücksichten häufig ihre Meinungen unterordneten, ist nimmermehr zu billigen.

Die Presse ist das stets wachende Auge, das stets lauschende Ohr, der stets redende Mund des Jahrhunderts — ihr Wort das einflußreichste des Tages. Leider machen von diesem Auge, Ohr und Mund nicht immer die Berufensten Gebrauch. Die

Macht der Presse wird geschwächt, ihr Werth beeinträchtigt, die ihr schuldige Anerkennung vermindert, weil sie häufig schlechte Vertreter hat. Soll sie ein Priesterthum sein, so muß man die Wechsler aus ihrem Tempel jagen. Bis heute wimmelt es aber darin von solchen. Ich begriff deshalb Heinzen's Widerwillen gegen die deutsch-amerikanischen Durchschnittsjournalisten. Er hatte nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung, in Amerika mache das Handwerk des Journalisten, für die Meisten in der That ein bloßes Handwerk, aus jedem durstigen Bummler oder verunglückten Commis, der früher in seinem ganzen Leben nicht an Schriftstellerei gedacht habe, sofort einen vollendeten „Editor".

Daß er außer in dem „Pionier" mit einem dicken Buche, dem schon angeführten „Editorencongreß", gegen jene Leute zu Felde zog, mißfiel mir jedoch um so mehr, als jener satyrisch sein sollende Roman, wenn er auch manche treffliche Gedanken enthielt, ein schwächliches Machwerk war.

Heinzen selbst sandte mir ein Exemplar desselben, mit der Bitte, ihn in der „Neuen Zeit" zu besprechen. Wollte er dadurch mich zu einer günstigen Beurtheilung bestimmen? Dann hatte er sich in mir geirrt. Ich besprach das Buch gewissenhaft, tadelte, was zu tadeln war, d. h. die ganze Anlage und den größeren Theil des Inhalts, und machte mir dadurch den Verfasser zum unversöhnlichen Feinde.

„Wohl ist es wahr", schrieb ich, „daß mit einzelnen Ausnahmen die deutsch-amerikanische Presse auf einer schmachvoll tiefen Stufe steht, daß sie nicht selten auf die deutsche Bevölkerung der Union einen verderblichen Einfluß ausübt, daß sie häufig mehr verdummt als erleuchtet, mehr zur Gemeinheit herabzieht als erhebt, mehr irre leitet als richtige Wege weist: solche Karrikaturen jedoch, wie Heinzen sie aus den von ihm geschilderten Journalisten macht, sind denn doch nicht in den Vereinigten Staaten zu finden. Augenscheinlich hält er sich für den einzig vernünftigen und ehrenwerthen unter ihnen, alle übrigen

für Dummköpfe, Lumpen und Schurken. Außerdem ist es ein Widersinn, die „Editoren", um sie zu charakterisiren, richtiger gesagt, zu karrikiren, so albern aus der Schule schwatzen zu lassen, wie sie es in ihren vor dem Congreß in Cincinnati gehaltenen Reden thun, und sich selbst damit gleichsam an den Pranger zu stellen. Der Verfasser wirft ihnen Mangel an Wahrheitsliebe vor, und doch läßt er sie sich mit einer Offenheit über ihre innersten und geheimsten Triebfedern und Absichten aussprechen, die völlig undenkbar ist, selbst wenn man voraussetzen wollte, daß in ihnen allen die Frechheit bis zur höchsten Potenz ausgebildet wäre. Niemand zieht sich nackt vor der Menge aus, wenn er weiß, daß er mißgeformt ist, am Wenigsten vor Leuten, in denen Jeder doch Konkurrenten sehen muß, die die enthüllten Mängel und Fehler gegen ihn benützen und ausbeuten würden. Richtiger, feiner, witziger wäre es gewesen, wenn Einer immer des Andern schwache Seiten blosgelegt hätte. Freilich wäre hierzu ein größeres Darstellungstalent erforderlich gewesen, als es dem Verfasser eigen zu sein scheint."

Nie hat mir Heinzen diese abfällige Kritik verziehen. In seinem „Pionier" versuchte er unter der Ueberschrift: pro domo et justitia eine spaltenlange, mit Anzüglichkeiten aller Art gespickte Widerlegung derselben, d. h. eine Vertheidigung aller von mir bemängelten schwachen Stellen jenes Buches. Am Meisten schien ihn geärgert zu haben, daß ich gesagt hatte, er „male mit einem Strauchbesen anstatt mit einem Pinsel."

Heinzen schloß: „Herr von Gagern glaubt augenscheinlich, durch seine kleinliche Jagd nach selbstgeschaffenen Dummheiten, durch seine Meisterschaft in geistlosen Auslegungen und durch sein forcirtes Umgehen der wahren Pointen eine vernichtende Kritik vollbracht zu haben. Es würde sicher jeder Eckensteher eine Stellung in der Litteratur einnehmen, wenn man um so wohlfeilen Preis ein Schriftsteller werden könnte, wie Herr von Gagern zum Kritiker wurde."

Diese pikirte Entgegnung bewies, daß meine Hiebe gesessen hatten. Er war sehr überrascht, daß Jemand es gewagt, ihn, Heinzen, in ähnlicher Weise zu behandeln, wie er gewohnt war, alle Welt zu behandeln. Uebrigens war die mir zu Theil gewordene „Abfertigung", nach seiner sonstigen Schreibweise zu urtheilen, eine äußerst höfliche. Ich nahm sie ihm darum auch nicht weiter übel.

Als ich bei unserer nächsten Begegnung ihn darauf aufmerksam machte, daß ich ja auch manche Stellen seines Romans gelobt hätte, citirte er erbost meine eigenen, auf ihn angewandten Worte: „Es ist nicht Jedermanns Sache, unter vielem Stroh sich mühsam einzelne Körner herauszulesen." „Ein Lob aus Ihrer Feder", so schloß er unsere kurze Unterhaltung, „ärgert mich mehr als ein Tadel aus irgend einer anderen."

Einige Citate aus dem in Europa wohl kaum bekannt gewordenen „Editorencongreß" mögen folgen und gleichzeitig als Heinzen'sche Stylproben dienen.

Den deutsch-amerikanischen Liedertafeln machte er den Vorwurf, „nichts weiter zu thun als zu — singen, mit Gesang, Parademachen und Biersaufen die Zeit todt zu schlagen, um ihre innere Leerheit zu verdecken." „Die Teutschen in Amerika haben freie Bewegung, aber sie haben keine allgemeine, ihnen eigenthümliche Idee, welche ihnen Volksfeste möglich macht. Ihre Feste sind daher weiter nichts als Tummelplätze für einen Vergnügungstaumel, in dem Jeder sich anarchisch umhertreibt, ohne bestimmten Anhalt und eine allgemeine Inspiration. Das Bier ist die einzige nationale Idee dabei." Und das Bier haßte er, während er ein, obwohl mäßiger Verehrer des Weines war. „Gambrinus", meinte er, „läßt sich so wenig an der Spitze eines Volksfestes denken — von diesem Begriff ist der Wein unzertrennlich — wie die Venus vulgivaga als Vertreterin der Liebe." Er erfand das parodistische deutsche Nationallied:

„O wenn ich doch ein Wallfisch wär',
Und lauter Lagerbier das Meer,
Und der Häring schwämm' als Salat umher,
Begleitet von duftendem Limburger,
Dann gäb's für mich halt kein Begehr
Und keinen Katzenjammer mehr."

Der Schluß einer barocken, an die deutschen Biertrinker gerichteten, natürlich nur erfundenen Rede lautete: „Sauft, bis Ihr in der Schlempe umherschwimmt wie die Sau in der Gosse! Sauft, bis Ihr aufschwellt zu Ballons und als Planeten Euch von der Erde erhebt in die unendlichen Regionen der Unsterblichkeit. Dort oben aber, wo die irdischen Verdienste erst ihren ganzen Lohn finden, werdet Ihr die Entdeckung machen, daß die Milchstraße nur eine Schaumstraße ist, unter welcher der Ocean des kosmischen Lagerbiers fließt, der niagaramäßig daher donnert aus den Felsenkellern der Unendlichkeit. Dort, theure Brüder, wird unser Elysium sein."

Die Gesammtauferstehung der Menschen schildert Heinzen wie folgt: „Ich hörte ein Blasen, als käme es aus meilenlangen Posaunen, und als sollten seine Töne die Sterne vom Himmel herabschmettern. Es war die Weckmusik des jüngsten Tages. Wohin man blickte, spaltete sich die Erde, ein allgemeines Geklapper ertönte, die zerstreuten Gebeine fügten sich eilig zusammen, und ganze Processionen von Gerippen traten den Marsch nach dem großen Appell- und Richtplatz an. Eine unübersehbare Menge bedeckte den Plan. Auf einem erhabenen Throne saß Gott, der Herr, mit drohendem Bart und gebieterischen Augen, welche das lautlose Heer der Erstandenen musterten. Plötzlich rief der Herr mit Donnerstimme: „Wo bleiben denn die Teutschen? Die ganze Menschheit ist versammelt, nur die Teutschen fehlen. Wollen diese Siebenschläfer, die immer schliefen, wo andere Völker aufstanden, sogar den jüngsten Tag verschlafen?"

„Ein teutscher Radikaler nahte sich nun demüthig dem

Thron und sprach: „Herr, ich weiß ein einfaches Mittel, meine Landsleute zu versammeln. Verkünde ihnen, daß Du Bier verzapfest."

„Darauf rief der Herr: „Petrus, ein frisches Fäßle angestochen!"

„Kaum hatte er das Wort gesprochen, als sich in der Ferne ein Gebraus wie von der stürmenden See vernehmen ließ, und in kürzester Zeit stürzten achtzig Millionen Teutsche auf den Versammlungsplatz und schrieen einstimmig: „Wo ist das Fäßle?"

Wie das Biertrinken verabscheute Heinzen das Tabakrauchen. Er stellte den Satz auf: „So lange die Menschen Tabak rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei", und begründete ihn folgendermaßen in seiner eigenthümlich drastischen Weise: „Ich komme eben aus einer Versammlung teutscher Radikalen. Es ist mir zu Muth, als wäre ich im Paroxismus der Seekrankheit. Meine gebeizten Augen thränen, der Athem ist mir versetzt, ein Erbrechen droht mir, wie ich mich bewege, meine Kleider stinken bis auf die Haut von dem scheußlichen Kraute, dessen Gebrauch man von den trostlosen, bestialischen Wilden gelernt hat, und alle weibliche Gesellschaft flieht mich wie ein Ungeheuer. Und warum das Alles? Weil ich, meiner Principien wegen, einer Gesellschaft beiwohnen muß, die sich frei und radikal nennt, aber weder für sich so frei ist, daß sie auch nur auf eine Stunde das qualmende Stinkkraut entbehren kann, noch für Andere so frei denkt, daß sie denselben die Nothwendigkeit erspart, im Interesse der — Freiheit dieser unausstehlichen, ekelerregenden Tortur sich auszusetzen. O wie oft habe ich mir schon gewünscht, Menschen den Mund zupflastern zu können, wenn sie ihn benutzten, um Unsinn zu schwatzen! Aber noch weit öfter, wenn sie ihn als Krater für diesen erstickenden, augenzerstörenden und verpestenden Qualm benutzten."

Nach dieser Expectoration, die sich dem Tractate Königs

Jakob's I. von England gegen die Nicotiana würdig an die Seite reiht, fährt Heinzen fort: „Die Tabakraucher sind Sklaven für sich und Tyrannen für Andere. Ist Der nicht ein Sklave, der nicht leben, nicht einmal über die Freiheit deliberiren kann ohne einen „Genuß", welcher durch keine Naturnothwendigkeit bedingt ist und nur durch die Gewohnheit erträglich wird? Und ist Der nicht ein Tyrann, der bei diesem „Genuß" nicht die mindeste Rücksicht nimmt auf Andere, denen derselbe vollständig unerträglich wird, die aber durch Rücksichten und Umstände an seine Gesellschaft gebunden sind? Wenn der bloße Umstand, daß einem Menschen Dies oder Jenes einen „Genuß" verschafft oder ein „Bedürfniß" geworden, ihn berechtigt, sich demselben ohne Rücksicht auf Andere hinzugeben, so hört alle Sitte und aller Anstand auf, und jede Sünde gegen die Aesthetik ist legitimirt".

Eigenthümliche Worte im Munde Heinzen's!

Heinzen war in seinem Herzen ein guter Deutscher geblieben und nebenbei etwas antisemitisch angehaucht. Die kosmopolitische Ader fand sich nur schwach in ihm entwickelt. Mit täglich sich erneuerndem Schmerze empfand er die Verbannung. Er erging sich darüber in ergreifenden Klagen und wilden Zornesausbrüchen, die Einem die von Frau von Staël ausgestoßenen in's Gedächtniß zurückrufen, als sie durch Napoléon I. verbannt und verfolgt war.

„Die Gefangenen und die Exilirten", schrieb er, „welche für die Freiheit thätig waren, sind die ersten Reklamanten, die die Welt zur Rechenschaft zu ziehen haben für ihre unerfüllten Wünsche. Sich um sein Streben und seine Wünsche, kurz um sein Leben betrogen sehen durch Gewalt, durch Tyrannei — das ist der empörendste Gedanke, der einen Menschen zum Haß gegen den andren entflammen kann. Je mehr Selbstgefühl und Selbstachtung ein Mensch besitzt, desto weniger kann ihn der Raub gleichgiltig lassen, den Andere an seinem Glück und Leben be-

gehen. Für jeden Exilirten eine Hekatombe von Tyrannen und Tyrannenknechten — es wäre nur ein geringer Tribut."

Jenen abgebrauchten deutschen Revolutionshelden, die in Amerika zum größeren Theil zu Maulhelden wurden, es auch früher wohl schon waren, und dort fortwährend sich auf die problematischen Lorbeeren beriefen, welche sie durch einige verlorene Scharmützel und einige Monate Gefangenschaft in den „Kerkern der Tyrannen" errungen zu haben wähnten, rückte Heinzen gehörig zu Leibe. Am Meisten ärgerte ihn, daß diese Leute die Verbannung aus dem „teutschen" Vaterlande verhältnißmäßig leicht ertrugen. Dies bierblütige Volk läßt sich mit derselben Ergebenheit um sein Leben betrügen, womit der Patient sich einen Zahn ausziehen läßt. Sie nehmen das Exil wie eine Mission oder eine Bestimmung, statt es zu nehmen als eine Geißel, die sie Tag vor Tag zur Empörung treiben sollte. Sie haben Dünkel im Uebermaß, aber sie haben keinen Begriff von Selbstachtung; sie haben Antipathien genug, aber sie haben keinen Haß. Die teutschen Exilirten haben ihr Vaterland aufgegeben, ihr Leben abgetreten an hängenswerthe Räuber und — finden Ersatz im Geschäftchen machen, im Biertrinken und im Singen."

Vieles Wahre enthalten die obigen Zeilen.

Würdig, ernst, bisweilen eine tiefe Empfindung verrathend und eine große Zartheit bekundend, wurde seine Sprache eigentlich nur dann, wenn er für die Rechte der Frauen eintrat. Diese besaßen an ihm einen beredten Vertheidiger, dessen Argumente, ein wahres Meisterwerk von logischem Denken und scharf zugespitzter Dialektik, noch nirgends widerlegt worden sind.

In der Frauenfrage ging ich vollständig Hand in Hand mit ihm. Er war wie ich überzeugt von ihrem Siege, obgleich der Tag desselben im Kalender nicht bezeichnet, der Zeitpunkt nicht nach Monaten, Wochen, Tagen bestimmt werden könne. Aber ein Mann des Princips, ein Freund des Rechts, ein Kämpfer der Freiheit, ein Vertreter der Wahrheit, ein Förderer der Humanität,

dem es Ernst sei mit seiner Sache um der Sache willen, dürfe nicht verzweifeln; er müsse Geduld und Ausdauer haben. Nun seit 1871 hat diese Sache, vornehmlich in Amerika, nicht zu verachtende Fortschritte gemacht; ihr endlicher Triumph ist unabwendbar.

Ich hoffe, später noch Gelegenheit zu finden, von meiner eigenen Thätigkeit auf diesem Gebiete zu sprechen.

In Heinzen's mehrfach citirtem „Editorencongreß" bildet eine deutsche Frauenconvention gleichsam die Einleitung des Buches; als Anhang desselben sind aus früheren Jahrgängen des „Pionier" — 1855 und 1856 — Briefe abgedruckt, welche an Arnold Ruge in London, einen Gegner der Frauenemancipation, geschrieben wurden. Sowohl diese Briefe wie die auf jener Convention von den verschiedenen derselben anwohnenden Frauen zur Vertheidigung ihrer Rechte gehaltenen Reden sind schlagend, überzeugend, hinreißend, und immer wieder liest man sie mit wahrem Genuß. Nur verstand Heinzen absolut nicht zu individualisiren. Bei sämmtlichen Frauen, die er auftreten läßt, findet man nicht nur die gleichen Ansichten wieder, sondern diese sind fast immer in gleicher Form wiedergegeben. Sogar eine Mulattin äußert sich nicht anders, wie die übrigen.

Abgesehen von dem in dieser einen Frage angewandten Styl glich seine Rede- und Schreibweise seiner äußeren Erscheinung: sie war meistentheils roh und plump, traf dabei aber den Nagel auf den Kopf. Gern bewegte sie sich in Uebertreibungen. Seine Charakteristiken waren Verzerrungen, seine Satyre eine Zusammenhäufung von Insulten; anstatt mit Nadeln zu stechen, schlug er mit Keulen drauf los.

Unzweifelhaft war Karl Heinzen von der Natur mit scharfem Verstande und großer geistiger Energie begabt. Auch besaß er nicht gewöhnliche Kenntnisse, wenn auch auf keinem Felde der Wissenschaft besonders gründliche. Ferner war er, wie ich es schon lobend hervorgehoben habe, von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue. Niemals hat er sich auf Com-

promisse eingelassen. Von keiner Seite kann ihm der Vorwurf gemacht werden, daß er aus selbstsüchtigen Rücksichten oder aus moralischer Feigheit das, was er als wahr und recht erkannt, verschwiegen hätte. Diesen guten Eigenschaften standen aber gegenüber die Maßlosigkeit seiner Ansichten, die Rücksichtslosigkeit, mit der er sie aussprach, und die Unleidlichkeit seines persönlichen und schriftlichen Verkehrs, entsprungen aus der überhohen Meinung, die er von seiner eigenen geistigen Größe hatte. Während er seine Gegner mit Koth bewarf, wurde er wüthend wie ein vom Picador gestochener Stier bei der leisesten an ihm selbst geübten Kritik. Trotz häufiger Rencontres konnte ich ihn eigentlich gut leiden; für einen andauernden freundschaftlichen Umgang taugte er aber nicht.

Seit fast vier Jahren ist Heinzen todt; er starb am 12. November 1880 im Alter von 72 Jahren. Eine unleugbare Kraft ist mit ihm zu Grunde gegangen, die, gehörig gezügelt, viel Gutes für den Fortschritt hätte leisten können. So aber hat er den von ihm vertheidigten Theorien eigentlich geringen Nutzen gebracht. Wie viel er sich auch auf seine Freisinnigkeit zu gut that, im Grunde genommen war er ein vollkommener Autokrat, und, sich für unfehlbar haltend, in logischem Widerspruch ein unduldsamer Papst des Radikalismus.

Erzherzog Ferdinand Max.

Es ist ein liebenswürdiger Zug in der Culturmenschheit, dem die Vorschrift de mortuis nil nisi bene ihren Ursprung verdankt. Ich stehe auch nicht an, deren Befolgung zu befürworten, doch allein am Rande des Grabes, in das man eben erst einen für immer aus unserer Mitte Geschiedenen versenkt hat; da ziemt es sich, den Schleier zu breiten über die Fehler, welche Jenen verunziert haben mögen. Personen, die der Geschichte angehören, gebührt aber unter allen Umständen eine rücksichtslosere Behandlung. Die Geschichte darf nicht gefälscht werden.

Und doch geschieht es nur allzuhäufig. Wie oft schwanken auf ihren Seiten Charakterbilder, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt!“ Hauptsächlich wenn den Tod solcher Personen besonders tragische Umstände begleiteten, empfinden Viele eine fast unwiderstehliche Neigung, deren Andenken mit ungerechtfertigter Verklärung zu umgeben. Karl I. von England, Ludwig XVI. von Frankreich würden sicher weniger günstig von der Nachwelt beurtheilt worden sein, wäre ihr Kopf nicht auf dem Schaffot gefallen. Keine kleine Mühe hat es unparteiischen Geschichtsforschern gekostet, den Wust von Legenden zu zerstören, welche ein falsch verstandenes Mitleid um ihre Erscheinungen gewoben hatte. Durchschlagenden Erfolg erzielten sie damit erst, als bereits eine geraume Zeit seit der Hinrichtung derselben verflossen war.

Es ist deßhalb eine wenig dankbare Aufgabe, den österreichischen Erzherzog, der den mißlungenen Versuch, monarchische Institutionen im republikanischen Amerika einzubürgern, mit dem Leben büßen mußte, kaum anderthalb Decennien, nachdem in der Frühe des 19. Juni 1867 die ergreifende Katastrophe am Fuße des cerro de las campanas bei Querétaro sich abgespielt hat, ohne jedwede Schönfärberei zu schildern.

In tief empfundenen Versen besang sie der Dichter Gerok:

„Noch einen Blick siegfreudig himmelwärts
Gen Osten, in der Morgenröthe Flammen —
Die Salve kracht; sechs Kugeln in sein Herz —
Und zuckend sinkt sein Leib im Sand zusammen;
Zwei treue Herzen noch zerreißt das Blei,
Dann sinkt das Bahrtuch auf die blut'gen Glieder,
Das bange Trauerspiel, es ist vorbei,
Und langsam rauscht der Vorhang nieder."

Noch immer, namentlich an dem Tage, an welchem vor Jahren der kriegsgerichtliche Spruch an dem Erzherzoge Ferdinand Max vollstreckt wurde, lüften Verwandte, Freunde, Anhänger und Bewunderer diesseits wie jenseits des atlantischen Oceans mit pietätvoller Hand diesen Vorhang, um den Manen des Kaisers den Tribut ihrer Liebe und Dankbarkeit darzubringen. Auch ich will, obwohl mir vor, während und nach der kurzen Episode des mexikanischen Kaiserreiches als langjährigem Adoptivbürger der Republik Mexiko durch die gebotene Anhänglichkeit, durch den Fahneneid und durch politische Ueberzeugung mein Platz in den Reihen der Gegner Maximilian's angewiesen war, mich Jenen anschließen, um gleichfalls ein Gedenkblatt auf seinen Sarg niederzulegen. Ich werde mich aber bemühen, daß es voll und ganz der Wirklichkeit entspreche. Gern will ich vergessen, daß mit dem Schwert und mit der Feder ich ihn bekämpft habe. Doch neben seinen Vorzügen werde ich auch seine Schwächen nicht verschweigen.

Als ich im Herbst 1875 das herrliche Schloß Miramar besuchte, sah ich im sogenannten Thronsaal ein Wandgemälde, das Maximilian's Apotheose darstellt. Während er, von dem Purpurmantel umwallt, mit emporgestreckter Linken sich selbst gleichsam den Weg zum Himmel weist, knien zu seinen Füßen ihm tropische Früchte darreichende Indianerinnen, umschweben ihn Blumen streuende Genien, und ein Engel verzeichnet mit goldenem Griffel auf einer Pergamentrolle die Ruhmesthaten des Kaisers.

In diesem Sinne ist beinahe Alles, was über ihn geschrieben wurde, verfaßt. Angesichts seines heldenmüthigen Todes war es leicht, „ihn den Herzen menschlich näher zu bringen", um so leichter, als schon zu seinen Lebzeiten Wenige sich dem bestrickenden Zauber seiner sympathischen Persönlichkeit zu entziehen vermochten.

Der republikanische Oberst Miguel Palacio, dem die Bewachung Maximilian's während seiner Gefangenschaft im früheren Kloster der Kapucinerinnen in Querétaro anvertraut gewesen war, reichte, von der Hinrichtungsstätte zurückkehrend, wie Dr. Basch, des Kaisers Leibarzt, in seinen „Erinnerungen aus Mexiko" erzählt, diesem, indem er nur mühsam die Erschütterung, die sich seiner bemächtigt hatte, unterdrückte, die Hand und sagte mit gepreßter Stimme:

„Era una alma grande" — es war eine große Seele.

Wie ich Palacio, der eine Zeit lang unter meinem Commando stand, kenne, glaube ich, daß er damals so gesprochen hat, denn diese Worte sind das treue Echo der inneren Herzensmeinung sämmtlicher edlen Republikaner Mexikos. Dieselben tragen dem Fürsten, der von Osten her über das weite Meer gekommen war, um die von ihnen unter furchtbaren Anstrengungen, Kämpfen und Leiden gegründete freisinnige Verfassung ihres Vaterlandes zu vernichten, über das Grab hinaus keinen Groll nach; aber wir wollen und dürfen nicht gestatten, daß die Mo-

narchisten aller Länder das Opfer vom „Glockenberge" reiner hinstellen, als es war, um auf diese Weise das angebliche „Blutconto" der Republik zu beschweren.

Sehr anders wird Maximilian in dieser Beschreibung erscheinen als in den meisten der bisher über ihn veröffentlichten. Ich kann mich dabei auf Thatsachen stützen, deren Augenzeuge ich zum großen Theil gewesen bin, sowie auf authentische, in Europa wenig oder gar nicht gekannte Dokumente, die mir zur Verfügung stehen. Ich glaube demnach im Stande zu sein, die vorwiegend der Phantasie entsprungenen Skizzen, welche bis jetzt von ihm entworfen wurden, durch eine weniger schmeichelhafte, dafür aber wahrheitstreuere zu ersetzen.

Vorerst muß ich jedoch, um wenigstens einigermaßen in diesen Aufzeichnungen die chronologische Ordnung inne zu halten, da ich im vorigen Abschnitt gezwungen war, in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse um mehrere Jahre vorauszueilen, weil ich die Charakteristik Karl Heinzen's zum Abschluß bringen wollte zum Sommer 1865 zurückkehren.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in New-York war dort Manuel Doblado im Exil gestorben. Sein Name ist in der Geschichte zu eng mit der französischen Expedition gegen Mexiko verknüpft, als daß ich ihm hier nicht einen kurzen Nachruf widmen sollte. Im Laufe dieser „Erinnerungen" habe ich seiner schon an verschiedenen Stellen gedacht und sowohl von dem Conflikt gesprochen, den ich 1862 mit ihm hatte, wie von dem diplomatischen Siege, welchen er als Minister des Aeußern des Präsidenten Juarez über die Vertreter Spaniens, Englands und Frankreichs durch die Friedenspräliminarien von La Soledad davontrug. 1818 von armen Eltern in Guanajuato geboren und früh verwaist, mußte er fast ohne jede fremde Unterstützung sich seinen Weg durch das Leben bahnen. Er war jedoch mit großer Energie begabt, und so gelang es ihm, hohe Stellungen zu erklimmen. Erst wurde er Advokat, dann Richter am obersten Gerichtshof

seines Staates, mehrmals Gouverneur desselben, eine Zeit lang Mitglied des Föderalcongresses und schließlich Minister. Als nach dem Falle von Puebla und der Einnahme der Hauptstadt der Krieg, weil die Regierung über keine organisirten Truppen mehr verfügte, mexikanischerseits zunächst nur von oft wenig disciplinirten Guerrillas weiter geführt wurde, wollte Doblado die bei dieser Kampfweise unvermeidlichen Ausschreitungen nicht mit seiner Autorität decken und verließ das Land, um sich nach New-York zurückzuziehen. Wahrscheinlich hatte ihn in diesem Entschluß der Umstand bestärkt, daß der Einfluß, welchen er früher auf Juarez ausübte, allmälig geschwunden war. Doblado sah sich nämlich von dem jesuitisch schlauen Sebastian Lerdo de Tejada verdrängt, dessen glatte Umgangsformen und geschmeidiges Benehmen einen äußerlich wohlthunden Contrast bildeten zu seinem eigenen selbstbewußten, rücksichtslosen, befehlshaberischen Auftreten. Unleugbar war er ein geschickter Staatsmann, doch ein schlechter Republikaner, denn sein Wille, bisweilen sogar seine Laune, galt ihm höher als jedes Gesetz. Doblado starb gerade zwei Jahre früher als Maximilian, am 19. Juni 1865.

Ein Unglück für Mexiko war es, daß der amerikanische Secessionskrieg so kolossale Summen verschlungen und der Union eine Schuldenlast von drei Milliarden Dollars aufgebürdet hatte. Andernfalls wäre es uns wohl leichter geworden, in der reichen Nachbarrepublik eine Anleihe abzuschließen, deren Ertrag es unserer Regierung ermöglicht hätte, wirksamer und erfolgreicher den Feldzug gegen die Franzosen, Oesterreicher, Belgier und Verräther fortzusetzen. So aber blieb man in Washington taub gegen unsere wiederholt ausgesprochenen Wünsche, uns mit Geld zu Hilfe zu kommen; den Amerikanern war natürlich das eigne Hemd näher als der fremde Rock. Auch die Kassen der Privatcapitalisten waren durch die vielfachen an sie seitens der Unionsregierung ergangenen Forderungen zu sehr in Anspruch genommen worden, als daß sie für uns größere Summen hätten flüssig

machen können. Dem Vorschlag, welchen General José Maria Carvajal dem Präsidenten Juarez gemacht hatte, solche in New-York aufzutreiben, mußte deßhalb von Anfang an ein Fiasco vorausgesagt werden, um so mehr als der Unterhändler eine für derartige Geschäfte wenig geeignete Persönlichkeit war. Carvajal, in Texas geboren, aber nach dem durch Santa Anna's ungeschickte und unglückliche Kriegführung bewirkten Verluste jenes Staates mexikanischer Bürger geblieben, bildete sich zwar große Stücke auf sein financielles Talent ein; in diesem Falle hat er es jedoch nicht bewährt. Seine Bemühungen, die von ihm ausgestellten und seinen Namen tragenden Bons in der Höhe von 30 Millionen Dollars zu placiren, erzielten einen nur sehr geringen Erfolg, und auch dieser wurde mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkauft, deren Last die Republik noch heute zu tragen hat, da sie sich verpflichtet sieht, jene ursprünglich ziemlich werthlosen Bons zu einem weit höheren Curse einzulösen. Die Anleihe wurde lancirt und dieses Ereigniß durch einen splendiden Lunch mit den obligaten patriotischen, in englischer und spanischer Sprache ausgebrachten Toasts gefeiert. Die Sache war aber mehr show als Wirklichkeit, da Carvajal sich von Spekulanten, wie Woodhouse, Corlies und Anderen hatte umgarnen lassen, denen selbst keine Mittel zur Verfügung standen, und welchen es einzig und allein um das Einstreichen fetter Provisionen zu thun war.

Auch ein Deutsch-Amerikaner, ein früherer Oberst Sturm, gewährte dem Geschäft seine Mitwirkung, indem er die Mitglieder des Congresses, ich glaube, durch das Versprechen pekuniärer Vortheile, für den Plan günstig zu stimmen und außerdem die Ueberlassung von Waffen zu vermitteln suchte. In beider Hinsicht war er trotz aller von ihm gethanen Schritte ziemlich unglücklich.

Wie begreiflich, interessirte ich selbst mich lebhaft für diese Geldangelegenheit. Auf die Aufforderung Carvajal's half ich ihm bei seinen Vorarbeiten. Außerdem schrieb ich in einer

viel gelesenen New-Yorker deutschen Zeitung im Januar 1866 Folgendes:

„Bereits am 25. September 1861, also mehr als einen Monat vor Abschluß der Londoner Convention, hatte der die Würde seines Landes stets mit ebenso großer Energie wie Intelligenz vertretende und vertheidigende amerikanische Gesandte in London, Mr. Adams, welcher von den Pourparlers zu einer mexikanischen Expedition gehört hatte, dem englischen Minister des Aeußern, Lord John Russell, einen Vorschlag unterbreitet, welchen die Vereinigten Staaten England und Frankreich zu machen beabsichtigten, um eine europäische Intervention in Mexiko zu verhindern. Dieser Vorschlag bestand darin, die von den Unterthanen der erwähnten Mächte — von Spanien war nicht die Rede — reklamirten Summen zu kapitalisiren und hieraus eine Schuld zu bilden, deren Interessen die Vereinigten Staaten sich verpflichten würden zu zahlen, bis Mexiko selbst seinen Verbindlichkeiten nachzukommen vermöchte. Lord Russell antwortete mit dem Gegenvorschlage, die Vereinigten Staaten sollten den gegen Mexiko zu combinirenden Maßregeln beitreten. Da jedoch auf diese Weise der Zweck der Regierung von Washington, irgend welcher Einmischung europäischer Mächte in die Angelegenheiten des westlichen Welttheils vorzubeugen, nicht erreicht worden wäre, so hatte Mr. Adams' Eröffnung keine weiteren Folgen.

„Also schon im September 1861 war das Cabinet des „weißen Hauses" von der Absicht beseelt, Mexiko mit einer Geldsumme zu unterstützen, ihm hierdurch die Schrecken eines Krieges, sowie die mögliche Schmach einer fremden Eroberung zu ersparen und dabei gleichzeitig die Grundprincipien seiner eigenen internationalen Politik zu wahren. Wenn es dazumal ihm nicht vergönnt war, diese Absicht auszuführen, so hindert nichts dasselbe, es heute noch und auf eine weit leichtere, bequemere und weniger kostspielige Weise zu thun.

„Nach den unzweideutigen Erklärungen des Congresses, nach dem Inhalt des jüngst veröffentlichten diplomatischen, auf die mexikanische Frage Bezug habenden Notenwechsels zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich, endlich nach den von neun Zehnteln der amerikanischen Tagespresse ausgesprochenen und unzweifelhaft die Gesinnung von neun Zehnteln der amerikanischen Bevölkerung repräsentirenden Ansichten ist man hier über zwei Punkte völlig einig:

„Erstens: unbedingte Aufrechthaltung der Monroedoktrin und der feste Entschluß, nie und nimmermehr Maximilian's auf den Trümmern einer Republik gegründetes Kaiserreich anzuerkennen;

„Zweitens: der natürliche Wunsch, nach dem vierjährigen verheerenden Bürgerkriege sich nicht von Neuem in einen Krieg zu stürzen, dessen Tragweite, Ende und Folgen kein politischer Prophet vorauszubestimmen im Stande ist.

„Wie nun diese beiden einander entgegengesetzten Punkte durchführen, ohne daß weder der erste noch der zweite abgeschwächt werde?

„Es giebt nur ein Mittel, die Gegensätze zu vereinen, und dieses besteht darin, der Regierung der mexikanischen Republik pekuniären Beistand zu leihen.

„Nach dem bekannten Satze Montecuculi's gehören zur Kriegführung drei Dinge: Geld, Geld und Geld. Wir disponiren augenblicklich über keine regelmäßigen Staatseinkünfte; wir können aus diesem Grunde den Krieg nicht anders als in irregulärer Weise und darum mit keinen durchschlagenden Resultaten führen.

„Gebt uns Geld, und wir können uns Waffen kaufen. Für jedes in Mexiko eingeführte Gewehr haben wir sofort einen wackern Kämpfer, um es zu tragen und auf die fremden Eroberer und einheimischen Verräther loszuschießen.

„Gebt uns Geld, und unsere Soldaten werden ihren Sold

ausgezahlt erhalten und nicht, wie es jetzt der Fall ist, sich vorzugsweise mit der gegenwärtig oft schwer zu lösenden Magenfrage zu beschäftigen haben, hiermit nicht selten die beste Gelegenheit verlierend, den Feind zu schlagen.

„Gebt uns Geld, und die republikanischen Truppen werden nicht mehr genöthigt sein, vom Lande selbst zu leben, sich Nahrungsmittel zu verschaffen, wo und wie sie solche bekommen können, und sich hierdurch natürlich die Sympathien der besitzenden Klassen zu entfremden, die, wenn auch zum Theil von Herzen gut republikanisch, jetzt dem Kaiserreiche unterworfen erscheinen.

„Wir bedürfen nicht einmal eines direkten Vorschusses. Unsere Regierung hat hier eine für die Bonskäufer höchst vortheilhafte Anleihe auf den Markt gebracht. Der Congreß hat nur der Regierung vorzuschreiben, die Garantie dafür zu übernehmen — eine jedenfalls weit geringere, als die von Mr. Adams im September 1861 vorgeschlagene war — und in drei Tagen sind unsere sämmtlichen Bons verkauft, und wir befinden uns in der Lage, uns ganz allein alle unsere Feinde vom Halse zu schaffen.

„Keineswegs würde durch diese Garantiegewährung das Neutralitätsprincip verletzt werden. Hat nicht die französische Regierung in mehr oder weniger direkter Weise die beiden von Maximilian in Paris placirten Anleihen, welche sich auf den Nominalwerth von 80 Millionen belaufen, und von denen kaum 8 Millionen in seine Kassen geflossen sind, garantirt? Die Union ahmt, wenn sie für die vom General José Maria Carvajal im Namen unserer Regierung ausgegebenen das Nämliche thut, lediglich Frankreichs Beispiel nach. Erkennt jenes Maximilian an, so existirt für diese nur Präsident Juarez. Drouyn de l'Huys hat ja selbst kürzlich spöttisch dem amerikanischen Gesandten Bigelow geantwortet, die Vereinigten Staaten sollten doch Mexiko gegenüber ebenso handeln, wie Frankreich es gethan. Gut, so folge man diesem Rathe, so gebe man uns in Washington

die gewünschte Garantie für die 30 Millionen, und die Republik Mexiko wird gerettet werden, die Monroedoktrin in Kraft erhalten bleiben."

Niemals zuvor war in Amerika soviel über diese Doktrin gesprochen und geschrieben worden als während des kurzen Bestandes des mexikanischen Kaiserthums. In öffentlichen Sympathiemeetings für die „oppressed sister republic" wurde sie vertheidigt, so in einem im Cooper-Institut in New-York am 18. Juli 1865 abgehaltenen, wo auch mehrere mexikanische Verbannte, unter ihnen Zarco, der Journalist und Ex-Minister, dessen Charakteristik ich bereits im vorigen Abschnitt gegeben habe, das Wort ergriffen, und von hervorragenden Juristen und Politikern analysirt und commentirt. Wenn nun auch dieselbe in Europa ihrer allgemeinen Tendenz nach bekannt ist, so dürfte dies doch weniger hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte der Fall sein, und da scheint es mir gerade an dieser Stelle angezeigt, einige Worte darüber zu sagen.

Die Monroedoktrin ist historisch auf einen — englischen Staatsmann zurückzuführen. Canning war es, der Minister des Aeußern, welcher gegenüber der heiligen Allianz und in der Furcht, sie trachte darnach, die von Spanien auf dem westlichen Continente verlorenen Colonien, deren Unabhängigkeitsbestrebungen England mit Rücksicht auf seine Handelsinteressen unterstützt hatte, zurückzuerobern, dem damaligen amerikanischen Gesandten in London, Mr. Rush, im August 1823 den Vorschlag machte, die beiden Regierungen möchten eine gemeinsame Erklärung veröffentlichen, worin sie sich gegen diesen Plan aussprechen sollten. In der von Canning entworfenen Erklärung hieß es, daß der Versuch zur Wiedergewinnung der Colonien hoffnungslos, daß ihre Anerkennung als unabhängige Staaten nur eine Frage der Zeit sei, daß die beiden Mächte nicht beabsichtigten, etwaigen freundschaftlichen Arrangements zwischen Spanien und seinen früheren Colonien Hindernisse in den Weg zu legen, daß sie aber

gegen eine Uebertragung derselben an eine dritte Macht nicht gleichgiltig sein könnten. Mr. Rush antwortete dem britischen Minister, daß er die Verantwortlichkeit einer solchen Erklärung gern übernehmen wolle, vorausgesetzt, England erkenne vorher die Selbstständigkeit jener Colonien an, was seitens der Vereinigten Staaten bereits geschehen war. Zu jener Zeit war Canning jedoch noch nicht Willens, diesen entscheidenden Schritt zu thun, und die gemeinsame Erklärung unterblieb. Der amerikanische Gesandte aber berichtete über die Sache an den damaligen Staatssekretär John Quincy Adams nach Washington, und Präsident James Monroe, nachdem er sich beim Expräsidenten Jefferson Raths erholt hatte, flocht in seine Jahresbotschaft vom 12. Dezember 1823 folgenden Passus ein:

„Es ist ein Princip, welches die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten involvirt, daß der amerikanische Continent vermöge der freien und unabhängigen Lage, die er errungen hat, in Zukunft nicht mehr als Gegenstand für zukünftige Colonisation durch irgend eine europäische Macht angesehen werden darf. Wir sind es daher der Aufrichtigkeit und den zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Mächten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen schuldig, zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System über irgend einen Theil dieser Hemisphäre auszudehnen, als für unsern Frieden und unsere Sicherheit gefährlich betrachten müßten."

Dies der Wortlaut der Monroedoktrin.

Allerdings ist dieselbe niemals ausdrücklich durch einen internationalen Vertrag bestätigt worden. Thatsächlich bildet sie aber die Grundlage der amerikanischen Politik gegenüber der alten Welt.

Keine europäisch-monarchische Intervention also in amerikanische Angelegenheiten! Amerika für die Amerikaner! Und, was eng damit zusammenhängt, für die republikanische Staatsform!

Auch die Regierung des „weißen Hauses" rief in ihren

1865 und 1866 mit dem Kabinet der Tuilerien gewechselten Noten diese Doktrin an, und ich verkenne nicht, daß durch den vom Staatssekretär Seward darin angeschlagenen Ton, der sich bisweilen zu förmlichen Drohungen verstieg, uns insofern indirekt bedeutend genützt wurde, als sich Louis Napoléon, der für einen eventuellen Conflikt mit Preußen möglichst gut gerüstet sein wollte, in seinem Entschluß, die französischen Truppen aus Mexiko zurückzuziehen, bestärkt sah. Bei dieser Gelegenheit benahm sich die französische Regierung geradezu memmenhaft. Nachdem sie die Conföderirten als Kriegführende anerkannt hatte, ohne ihnen indeß, von ihrem Standpunkte aus unklugerweise, materiellen Beistand angedeihen zu lassen, gab sie nach dem Siege des Nordens allen, noch so peremtorisch von Washington aus an sie gestellten Forderungen in demüthigster Weise nach und beeilte, ja überstürzte die Einschiffung des Expeditionscorps, ohne Rücksicht zu nehmen auf die exponirte Lage, in der Maximilian zurückblieb, nur um Weiterungen mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden.

Von anderweitiger den mexikanischen Republikanern gewährter Unterstützung war jedoch wenig zu merken. Nur mit schönen Worten und Reden zeigte man sich freigebig gegen uns.

Präsident Lincoln soll einmal an Juarez geschrieben haben: „Wir befinden uns nicht in offenem Kriege mit Frankreich; aber rechnen Sie auf Geld, auf Kanonen und auf Freiwillige, deren Absendung wir begünstigen werden.“ Ebenso sollen in dem Gepäcke, welches General Comonfort nach seiner Niederlage am 8. Mai 1863 bei San Lorenzo hatte im Stiche lassen müssen, Dokumente aufgefunden worden sein, welche die thätige Mitwirkung der Vereinigten Staaten bestätigt hätten.

Ich bin nicht in der Lage, die Wahrheit dieser beiden vom Grafen Kératry in seinem Buche: „Kaiser Maximilian's Erhebung und Fall“ gemachten Behauptungen zu controliren. Entschieden unrichtig ist aber, daß wir Waffen anders als für unser Geld von unseren Nachbarn erhalten haben, und auch dann nur

mit großer Mühe; unrichtig ferner, daß „die siegreichen Yankees in Menge die Grenzen von Texas überschritten und sich zu raublustigen juaristischen Guerrillas bildeten."

Die Zahl solcher Freiwilligen war eine so verschwindend kleine, daß sie gar nicht in's Gewicht fällt. Niemand kann dies besser wissen als ich, weil ich damals, wie ich gleich erzählen werde, mich Monate lang in einer militärischen Stellung an jener Grenze aufgehalten habe.

Von Geldvorschüssen seitens der Regierung von Washington war vollends keine Rede.

Nichtsdestoweniger kam eine kleine Summe zusammen, und wir aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Officiere wurden endlich in den Stand gesetzt, die Weiterreise nach unserem Vaterlande anzutreten.

Bevor ich New-York Anfangs Juni 1866 verließ, um mich über Chicago, Saint Louis, New-Orleans und Galveston nach Matamoros am Rio Grande zu begeben, wurde ich durch unsern Gesandten Romero dem General Ulysses Sidney Grant vorgestellt.

Ich habe nie besonders viel von diesem eine Zeit lang in Amerika überschwänglich gefeierten Manne gehalten, weder als Menschen, noch als Politiker, noch selbst als Militär. Er war und — ist in hohem Grade selbstsüchtig. Während seiner zweifachen Präsidentschaft zog er den noch gegenwärtig einen großen Theil der republikanischen Partei durchfressenden Krebsschaden einer beispiellosen Corruption groß, betheiligte sich auch wohl persönlich oder durch seine Angehörigen an manchen unsaubern Spekulationen, und obgleich er bei seinen kriegerischen Unternehmungen bisweilen persönlichen Muth zeigte und richtige Dispositionen zu treffen verstand, wurde er doch in den meisten Fällen durch ein seltenes, nicht immer verdientes Glück begünstigt. Daß er den Oberbefehlshaber der südstaatlichen Truppen, General Lee, bei Richmond, Virginien, zur Capitulation zwang und damit den

Bürgerkrieg zu einem für die Union günstigen Ende brachte, verdankte er einmal der großen numerischen Ueberlegenheit der Nordarmee, dann der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seine Leute in den wiederholten Stürmen, häufig ohne zwingenden Grund, hinopferte. Die strategische Lehre, möglichst große Erfolge mit möglichst geringen Opfern zu erringen, schien er nicht zu kennen. Die Soldaten waren für ihn lediglich Kanonenfutter. Freiherr von der Goltz stellt in seiner Brochüre „das Volk in Waffen" mit besonderer Beziehung auf das Kriegswesen die nicht unrichtige Behauptung auf, die Fehler, welche in der Herzensgüte ihren Ursprung haben, seien die gefährlichsten. Nun, in einen derartigen Fehler ist Grant gewiß niemals verfallen!

Seine äußere Erscheinung war unsympathisch, der Ausdruck seines mit einem kurzen, dichten Vollbart bedeckten Gesichts ein finstrer, in den Augen lag kühle Gleichgültigkeit, seine Umgangsformen entbehrten jedes gesellschaftlichen Schliffes — wenigstens damals. Im dreiundvierzigsten Jahre stehend, machte er den Eindruck eines weit älteren Mannes.

Grant empfing mich, seiner Gewohnheit gemäß, mit der Cigarre im Munde, schüttelte mir die Hand, murmelte in Erwiderung auf meine Ansprache einige halbverständliche Worte und entließ mich mit einer steifen Kopfbewegung.

Merkwürdigerweise sind die drei Generale, welche auf Seite des Nordens die Hauptrolle im amerikanischen Bürgerkriege gespielt haben, Grant, Sherman und Sheridan, von denen ich die beiden letzteren ebenfalls später kennen lernte, zugleich die drei größten Raucher in der Union. Sie unterscheiden sich aber erheblich in der Art, wie sie ihrer Lieblings-Leidenschaft fröhnen. Auf der tiefsten Stufe steht in dieser Hinsicht Sherman. Ihm ist jede Cigarre recht, was nicht ausschließt, daß er eine gute zu würdigen weiß. Er raucht, als ob er eine Pflicht zu absolviren hätte und so schnell als möglich damit fertig zu werden wünschte. Sein Rauchen ist ein theilweises Kauen; mindestens

die halbe Cigarre zerbeißt er, während die andere Hälfte in Dampf aufgeht. So lange er sie im Munde hat, spricht er nicht; muß er auf eine Frage antworten, so legt er in der Regel die Cigarre fort, vergißt aber, wo er sie gelassen, und zündet sich sofort eine andere an. In Folge dieser Gewohnheit pflegen in den von ihm bewohnten Räumen alle Möbel mit Cigarrenstummeln bedeckt zu sein. Seine Officiere nannten diese: „die Invaliden aus Sherman's Armee." Bei seiner Zerstreutheit kommt es ihm häufig vor, daß, wenn er von Jemand die brennende Cigarre erbeten hat, um die seine daran anzuzünden, er erstere auf den Boden wirft, anstatt sie ihrem Eigenthümer zurückzugeben. Grant verdampft besseres Kraut, nimmt aber die Cigarre auch während des Sprechens nicht einen Augenblick aus dem Munde, so daß es Mühe kostet, ihn zu verstehen. Vielleicht erklärt sich hieraus seine Unlust, sich in eine längere Unterhaltung einzulassen oder gar Reden zu halten. Er betrachtet das Rauchen als eine natürliche Function des Menschen und erfüllt sie, wie jede andere, ohne sonderlichen Genuß. Eine ausgegangene Cigarre brennt er niemals wieder an, sie gilt ihm wie eine verlorene Schlacht, an die er sich nicht mehr erinnert. Fünfzig Stück pro Tag ist sein normales Quantum! Sheridan ist ein Gourmand im Rauchen. Er hat stets die besten Cigarren zur Verfügung. Mit wahrer Wollust zieht er den Rauch durch die Nase; die Spanier nennen das: „dar el golpe." Er kann aber durchaus nichts Anderes daneben thun. Trotzdem unterbricht er sich fortwährend, läßt die Cigarre ausgehen und muß sie von Neuem anzünden. Er sagte von sich selbst, daß es in der Welt keinen größeren Vertilger von Streichhölzern gebe als ihn; auf je eine Cigarre komme eine halbe Schachtel; das sei aber auch seine einzige Verschwendung. „Hätte ich so viele Dollars, meinte er, als ich in meinem Leben Streichhölzer consumirt habe, ich wäre reicher als Vanderbilt." Halbverkohlte Holzstückchen liegen deßhalb in Masse auf dem Boden seines

Zimmers umher und tragen nicht gerade zu dessen Sauberkeit bei, wie ich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, als ich ihm auf der Durchreise in New-Orleans meine Aufwartung machte, um ihm für seine Bereitwilligkeit zu danken, mich und einige Kameraden auf einem Regierungsdampfer nach Matamoros befördern zu lassen.

Mit General William Tecumseh Sherman war ich schon vorher in Saint Louis, Missouri, zusammengetroffen. Ich mußte mich dort einige Tage aufhalten und folgte gern der vom General Brown, dem militärischen Befehlshaber in jener Stadt, an mich ergangenen freundlichen Einladung, an einer Vergnügungsfahrt Theil zu nehmen, die zu Ehren des Tags zuvor zufällig dort angelangten Generals Sherman von theils „ausgemusterten" theils noch im Dienst stehenden Officieren der Bundesarmee veranstaltet worden war und sich mit einem Dampfer stromaufwärts bewegen sollte.

Ich hatte von Sherman als Militär eine weit bessere Meinung als von dem Sieger bei Vicksburg, Chattanooga und Richmond. Sein kühner Zug durch Georgien nach Savannah steht unübertroffen in der Kriegsgeschichte da. Grant, unter dessen Oberbefehl er sich damals befand, billigte anfänglich nicht dieses Unternehmen. Sherman mußte wiederholt vergeblich um die Erlaubniß nachsuchen, es ausführen zu dürfen. Am 1. Oktober 1864 schrieb er ihm: „Warum sollte es nicht angehen, daß ich Atlanta zerstöre und dann durch Georgien nach Savannah und Charleston marschiere, Bahnen aufreißend und unersetzlichen Schaden anrichtend?" Er erkannte die strategische Nothwendigkeit, „die Dinge nach dem Meere zu verlegen", wie er sich ausdrückte, die Küste zu erreichen und sich in Verbindung mit der Flotte zu setzen. Endlich am 2. November erlangte er Grant's Zustimmung. Am 12. November brach er auf, am 21. December hatte die geniale Expedition mit auffallend geringen Verlusten — 567 an Todten, Verwundeten und Vermißten von

einer 66,000 Mann starken Armee — nachdem man 300 englische Meilen in 27 Tagen zurückgelegt, ihr Ziel erreicht. Sherman verstand es besser als Grant, seine Leute zu schonen. Der von ihm erreichte Erfolg war in erster Linie die Frucht seiner geschickten Combinationen.

Ich empfand eine aufrichtige Genugthuung, als General Brown mich ihm an Bord des Dampfers vorstellte.

Dem Aeußern nach glich er einigermaßen Grant: dieselbe hohe, doch ungraciöse Gestalt, dieselbe Form des Bartes, dazu die gleiche, unschöne blaue Uniform mit den senkrechten Knopfreihen und den schwerfälligen tuchenen Achselklappen, wie eine ähnliche seit einigen Jahren auch die mexikanischen Officiere, nachdem die Epaulettes abgeschafft sind, tragen müssen. Der Ausdruck seines Gesichts war jedoch, wenn auch immer ein etwas schroffer, doch ein liebenswürdigerer, ebenso sein Benehmen ein höflicheres als bei seinem Vorgesetzten.

Bald fanden wir uns in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt. Augenscheinlich interessirte sich Sherman für Mexiko. Er wurde nicht müde, mich über die Zustände meines Adoptivvaterlandes, sowie über die Hoffnungen, die ich für den weiteren Verlauf des Krieges hegte, auszufragen.

Plötzlich unterbrach er meine Schilderung der wenig günstigen Lage Mexicos mit der Frage:

„Was meinen Sie, Oberst, wenn ich Ihnen mit 50,000 meiner blauen Jungen — „blue boys“ — zu Hilfe zöge?“

Und als ich nicht sogleich antwortete, fuhr er fort:

„Oder glauben Sie, daß sie nicht ausreichen würden, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen?“

„Ich zweifle nicht“, erwiderte ich, „daß sie ausreichen würden. Aber, General, wenn Sie die Franzosen davongejagt haben, wie stellen wir es dann an, um Sie mit ihren 50,000 „blauen Jungen“ wieder los zu werden?“

Sherman lachte.

„Vielleicht haben Sie Recht," meinte er nach einer kurzen Pause. „Das würde voraussichtlich Schwierigkeiten machen. Besser immerhin, Sie suchen das Werk der Befreiung allein durchzuführen."

Und wir haben es durchgeführt.

Ich hatte bei meiner Erwiderung auf Sherman's Vorschlag der Prophezeiung gedacht, welche Alexander von Humboldt kurz vor seinem Tode über das zukünftige Schicksal Mexikos gemacht haben soll: „Die Vereinigten Staaten werden es an sich reißen und dann selbst zerfallen." Heute hoffe ich mehr denn je, daß der erste Theil schon darum nicht in Erfüllung gehen wird, weil unsere Nachbarn die des zweiten fürchten müssen. In der That würden durch eine Annexion der mexikanischen Republik vorzugsweise die Südstaaten der Union gestärkt werden und könnten dann leicht auf die Idee kommen, den Versuch einer Secession mit besserer Aussicht auf ein Gelingen zu erneuen. Ebensowenig glaube ich an die Richtigkeit der Vorhersagung, zu welcher vor dreißig Jahren der mexikanische Geschichtsschreiber Lucas Alaman sich verstieg: „Mexiko wird unstreitig dereinst ein Land der Prosperität sein; dahin drängen es die Elemente des Reichthums, die es in seiner Natur birgt; aber diese Prosperität wird nicht eintreten für die Racen, die es heute bewohnen." Nun, schon seit sieben Jahren sind wir in diese Aera der Prosperität eingetreten, und wie bereitwillig wir auch alle Fremden, die sich in unserer Mitte niederlassen wollen, daran Theil nehmen lassen, zunächst kommt sie doch den Eingeborenen zu gut, und es hat keinen Anschein, daß andere Racen sie dieses Genusses berauben werden.

Wenig fehlte übrigens, daß General Sherman seinen Wunsch, auch in Mexiko eine militärische Rolle zu spielen, einige Monate später doch noch verwirklicht gesehen hätte.

Am 22. Oktober 1866 beschloß Präsident Johnson, in Voraussicht des nahen Abzuges der Franzosen aus Mexiko, eine

Gesandtschaft an den Präsidenten Juarez zu senden, vertreten durch Campbell und durch Sherman. In den von Seward Ersterem ertheilten Instructionen, worin von dem noch im Lande weilenden und von allen europäischen Mächten anerkannten Kaiser verächtlich als vom „Prinzen Maximilian, welcher vorgiebt, Kaiser von Mexiko zu sein," gesprochen wird, war Campbell aufgetragen worden, die Pläne des Präsidenten Juarez zur Wiederherstellung der Autorität der Republik in keiner Weise zu durchkreuzen, im Gegentheil sie eventuell wirksam zu unterstützen. Sherman, der nach Ablehnung des Generallieutenants Grant, Campbell als militärischer alter ego begleitete, hatte die Vollmacht erhalten, über die an den Grenzen Mexikos postirten Streitkräfte der Union selbstständig zu verfügen. Ein Einmarsch derselben gehörte demnach keineswegs zu den Unmöglichkeiten.

Zu unserem Glücke kam es nicht dazu.

Am 11. November verließ die amerikanische Kriegsfregatte „Susquehannah" mit den beiden Gesandten an Bord den Hafen von New-York und begab sich zuerst nach Tampico, dann nach Veracruz. Dort am 29. November angelangt, erfuhren die Gesandten zu ihrer Ueberraschung, daß Maximilian, den sie bereits auf dem Wege nach Europa vermutheten, plötzlich seinen Entschluß geändert hatte und bereit war, auch ohne Hilfe der Franzosen den Kampf gegen die Republikaner fortzusetzen. So vermochten Campbell und Sherman nicht mit Juarez in Verbindung zu treten und gaben den Befehl, die Rückreise nach den Vereinigten Staaten anzutreten.

Ich nannte soeben das Scheitern dieser Mission, wodurch vielleicht ein Einmarsch amerikanischer Truppen in Mexiko vermieden wurde, ein Glück für uns. Mit vollem Rechte, denn bald sollte sich zeigen, daß man im „weißen Hause" nicht frei war von Gelüsten, die französische Intervention durch eine zunächst diplomatische amerikanische zu ersetzen, wie dies aus einer Anfangs 1867 von Campbell an unsere Regierung ge-

richteten Note erhellt, auf deren Inhalt ich noch zurückzukommen gedenke.

Bald nach meiner Ankunft in Matamoros, wo inzwischen die Regierung des Staates Tamaulipas ihren Sitz aufgeschlagen hatte, wurde ich vom Gouverneur, Servando Canales, zum Regierungssekretär, speciell für die militärische Verwaltung ernannt.

Leider war ich zu spät eingetroffen, um mich an der Schlacht bei Santa Gertrudis zu betheiligen, die wenige Wochen früher, am 16. Juni, stattgefunden hatte. Es war seit Langem der erste entscheidende, hauptsächlich mit dem Bayonnett und dem Säbel erfochtene Sieg, der uns zugefallen; er eröffnete die Reihe weiterer glücklicher Treffen, die schließlich in der Einnahme von Querétaro und der Hauptstadt Mexiko gipfelten. General Escobedo war es gewesen, der auf jenem Hochplateau, obgleich er mit nur 1500 Mann gegen 2000 zu kämpfen hatte, die einen Waarencondukt escortirenden Gegner auf's Haupt geschlagen hatte. Der Eindruck, den dieser Erfolg auf die imperialistische Garnison von Matamoros hervorbrachte, war ein so demoralisirender, daß, obwohl das Schlachtfeld 50 Leguas entfernt lag, jene, ohne die Annäherung des Feindes abzuwarten, den Platz räumte und uns damit zu einer festen Operationsbasis verhalf. Bald darauf wurde auch Monterey, die Hauptstadt des Staates Nuevo Leon, von der meuterischen belgischen Legion, die es besetzt hielt, und deren Officiere, vom König Leopold zurückberufen, zum Theil heimgekehrt waren, aufgegeben. Wir beherrschten somit im Sommer 1866 wieder die ganze Nordgrenze des Landes.

Wie vollständig die Niederlage bei Santa Gertrudis war, geht daraus hervor, daß der Feind 396 Todte, 121 Verwundete und 1001 Gefangene verlor. Unter ihnen befanden sich an Oesterreichern 145 Todte, 44 Verwundete und 143 Gefangene. Der Verlust an feindlichen Officieren betrug todt: 27, ver-

wundet: 11 und gefangen: 34, davon kamen auf die österreichische Legion 3 Todte, 3 Verwundete und 7 Gefangene. Unsererseits hatten wir 155 Todte mit 11 Officieren, und 78 Verwundete mit 3 Officieren. Fast das ganze Kriegsmaterial fiel in unsere Hände, darunter 8 Geschütze und 1196 Gewehre.

Escobedo hatte wohl Recht, seine Truppen wegen dieses glänzenden Sieges in seinem patriotischen Tagesbefehle zu beglückwünschen. „Wieder einmal," heißt es darin, „haben die nationalen Waffen sich mit Ruhm bedeckt; Eure Gewaltmärsche, die Beschwerden ohne Zahl, welche Ihr erduldet habt, sind nicht fruchtlos geblieben, denn ungeachtet seiner numerischen Ueberlegenheit ist der aus Verräthern und Oesterreichern zusammengesetzte Feind Eurem Ansturm und Eurer Entschiedenheit erlegen. Ihr habt die österreichischen Soldaten, die Landsleute des Usurpators, auf den Knien Eure Milde anrufen gesehen und tapfer in der Schlacht, aber großmüthig im Triumphe, habt Ihr als wahrhafte Soldaten der Republik sie ihnen gewährt ꝛc." In der That wurden sämmtliche Gefangene, besonders die österreichischen, mit großer Rücksicht behandelt. Daß Ende Dezember 1866 auf meine Fürsprache die sieben Officiere in Freiheit gesetzt wurden, unter der einzigen Verpflichtung, das Land zu verlassen und nicht mehr gegen dasselbe zu kämpfen, habe ich bereits im ersten Theile dieses Werkes erzählt. Trotzdem wurden wir auch hinsichtlich unserer Kriegsführung, die in der Regel eine durchaus humane war, auf das Schmählichste in Europa verleumdet, zum Theil sogar von Denjenigen, die nur unserer Großmuth Leben und Freiheit verdankten.

In meiner Stellung als Regierungs- beziehentlich Staatssekretär an der Seite des Gouverneurs Canales konnte ich mich unmöglich wohl fühlen.

Die Bewohner der Nordstaaten von Mexiko, kurzweg fronterizos — Grenzer — genannt, unterscheiden sich wesentlich von der Bevölkerung im Innern des Landes. Sie gehören der

Mehrzahl nach der unvermischten kaukasischen Race an, während diese vorwiegend aus Mestizen und reinen Indianern besteht. Man würde jedoch irren, wollte man hieraus auf eine höhere Bildung bei den Ersteren schließen. Das Gegentheil ist vielmehr der Fall. Die fronterizos sind tapfer bis zur Tollkühnheit, offenherzig, gastfrei, aber ziemlich unbeleckt geblieben von der modernen Kultur. In ihrem Wesen und Benehmen tritt eine urwüchsige Rohheit, wenn auch häufig mit Gutmüthigkeit gepaart, zu Tage, und sie sind nur allzu geneigt, im Gefühle der persönlichen Kraft die Schranken des Gesetzes zu überspringen. Wohl sind sie begeistert für die Freiheit, die Segnungen der Ordnung verstehen sie jedoch nur ungenügend zu würdigen. Die nicht seltenen Ausnahmen bestätigen die Regel. Canales war auch nach seinen schlechten Charaktereigenschaften der Typus des „Grenzers". Ich sollte es zu meinem Schaden erfahren.

Zu jener Zeit war die Bundesregierung, also Präsident Juarez, immer noch mit den unbegrenzten Vollmachten — facultades omnímodas — ausgestattet, die bei Beginn der Invasion der Congreß ihm verliehen hatte. Häufig ist in Mexiko gewaltiger Mißbrauch mit der Verleihung einer derartigen schrankenlosen Machtvollkommenheit an die Exekutivgewalt getrieben worden. In diesem Falle war sie durch die Verhältnisse geboten, mußte doch auch die Republik Rom in Augenblicken großer Gefahr sich zur Ernennung eines unumschränkten Diktators verstehen. Juarez stand es hiernach zu, für die einzelnen Staaten, soweit sie für die Republik zurückgewonnen waren, die Gouverneure zu ernennen, da es unmöglich war, dieselben verfassungsmäßig durch das Volk wählen zu lassen. Selbstverständlich hing damit seine Befugniß zusammen, dieselben ihres Postens wieder zu entheben und durch andere zu ersetzen. Das geschah mit Canales. An seine Stelle wurde, ich habe vergessen, aus welchem besonderen Grunde, General

Santiago Tapia ernannt, ein ruhiger, bescheidener und verständiger Mann.

Canales schäumte vor Wuth, als die Abberufungsordre in seine Hände gelangte.

„Ich lasse mich", schrie er, „vom „Indianer" — Juarez wurde bisweilen, namentlich von seinen politischen Gegnern kurzweg „el indio" genannt — nicht absetzen."

Ich bemühte mich, ihm Nachgiebigkeit zu predigen. Ich wies auf die großen Nachtheile hin, die aus seiner Unbotmäßigkeit der republikanischen Sache erwachsen müßten. So lange die Fremden im Lande, sei es ein Verbrechen gegen die Nation, Zwiespalt in unsere eigenen Reihen zu bringen. Daraus könne allein der Feind Nutzen ziehen. Alles umsonst!

Pochend auf den Einfluß, den er über einen beträchtlichen Theil der Garnison von Matamoros ausübte, verweigerte er der Bundesregierung den Gehorsam. Ein pronunciamiento — hoffentlich wird dieses Wort, das in der Geschichte Mexikos wiederholt eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hat, hinfüro für immer aus seinem politischen Lexikon verschwunden bleiben! — ein pronunciamiento war also fertig.

Ich hätte es für eine schwere Verletzung meiner Pflicht als mexikanischer Patriot und als Officier gehalten, in irgend einer Weise mich daran zu betheiligen. Unverzüglich reichte ich mein Entlassungsgesuch ein und bat gleichzeitig um die Erlaubniß, die Stadt, deren von den Kaiserlichen aufgeworfene Befestigungen sich jetzt Canales zu nutz machen wollte, zu verlassen.

Meine Entlassung wurde mir ohne Schwierigkeit gewährt, ebenso mir gestattet, meinen Marsch anzutreten, um mich dem mittlerweile vor Matamoros angelangten General Tapia vorzustellen. Im Begriff aber, nur von zwei wohlbewaffneten Dienern begleitet, davon zu reiten — mein Gepäck hatte ich einem deutschen Kaufmannshause zur Aufbewahrung übergeben —

wurde ich von mehreren Officieren umzingelt, die mir, den Revolver in der Hand, die unliebsame Eröffnung machten, auf Befehl des Gouverneurs — für mich war er nur mehr ein Ex-Gouverneur — sei ich ihr Gefangener. An Widerstand war natürlich nicht zu denken, und ich mußte mich ins Gefängniß abführen lassen. Bei dem leidenschaftlichen, jähzornigen Charakter von Canales war es keineswegs ausgeschlossen, daß die Geschichte ein schlimmes Ende für mich nehmen würde.

In der That hing, wie im Jahre 1848 in Estella, mein Leben wieder nur an einem Haar. Ich finde später wohl noch Gelegenheit, über den wunderbaren Zufall zu sprechen, der meine Rettung bewirkte. Hier genüge es zu sagen, daß ich sie „Brüdern" verdankte.

Und trotz dieses neuen Beweises meiner unwandelbaren Loyalität wurde ich drei Monate später, auf Verleumdungen hin, zu welchen ich nicht den geringsten Vorwand gegeben hatte, vom Präsidenten Benito Juarez so wenig freundlich bei unserem Wiedersehen in Durango empfangen!

Durch das pronunciamiento von Canales sah sich General Escobedo gezwungen, seinen Vormarsch in das Innere des Landes zu unterbrechen. Zunächst mußte er sich gegen Matamoros wenden und es förmlich belagern. Ich hatte auf dem Umwege über Brownsville, zweimal den Rio Grande kreuzend, sein Lager erreicht und war von ihm sofort zum Chef des Ingenieurwesens bei seinem Armeekorps ernannt worden. In dieser Eigenschaft wirkte ich bei der Belagerung mit, doch erst nach manchen fruchtlosen Stürmen, die leider auf beiden Seiten große Opfer heischten, wodurch die Schaar der Vaterlandsvertheidiger um des unverantwortlichen Ungehorsams eines einzigen Mannes willen erheblich verringert wurde, gelang es uns, des aufständischen Platzes Herr zu werden.

Meinen an abenteuerlichen Episoden reichen Marsch über Monterey, Saltillo, Durango, Zacatecas und Morelia nach

Querétaro, um dort an einer neuen Belagerung, dieses Mal gegen die Kaiserlichen, Theil zu nehmen, habe ich schon beschrieben. Gerade vor und in Querétaro knüpften sich nun meine 1864 in Paris begonnenen Beziehungen zu Maximilian wieder an.

Zunächst muß ich aber, um ein möglichst vollständiges Bild von jenem unglücklichen Fürsten zu zeichnen, auf eine noch frühere Zeit zurückgreifen.

Ausführlich und an verschiedenen Stellen dieses Werkes habe ich die mannigfachen Beweggründe darzulegen versucht, welche Louis Napoléon bestimmten, die Expedition gegen Mexiko zu unternehmen und von Anfang an, sogar schon vor Abschluß der Londoner Convention, also bereits im Laufe des Jahres 1861, sein Auge auf den Erzherzog Ferdinand Max als präsumtiven Candidaten für den in jener einstigen spanischen Colonie aufzurichtenden Thron zu werfen. Aber der Erzherzog stand in keinerlei Abhängigkeitsverhältniß zum Kaiser der Franzosen; er gehörte nicht zu seiner Familie; Napoléon konnte ihn nicht ohne Weiteres nach Amerika schicken, um dort in seinem Auftrage und für die Erfüllung seiner politischen Zwecke eine Monarchie zu gründen, wie er es mit einem seiner Verwandten oder mit einem seiner Marschälle im Stande gewesen wäre zu thun. Dazu bedurfte es der Zustimmung Maximilian's.

Die Frage ist zwar schon aufgeworfen worden, was diesen bewogen haben möge, auf jenen Vorschlag einzugehen, den ein Mann ihm unterbreitete, der drei Jahre vorher seinem eigenen Bruder, dem Kaiser von Oesterreich, als Feind gegenüber gestanden und ihn nach einer Reihe von Niederlagen zum Abschluß des Friedens von Villafranca, durch den auch Maximilian seine Statthalterschaft in der Lombardei verlor, gezwungen hatte. Meines Wissens jedoch hat dieselbe bisher noch Niemand erschöpfend beantwortet.

Man hat wohl behauptet, Thatendurst habe den jungen Erzherzog aus seinem stillen Miramar fortgetrieben, um jenseits des Meeres „sich der edlen Aufgabe zu widmen, einem durch langjährige Revolutionen zu Grunde gerichteten Lande wieder aufzuhelfen, ein unter den traurigen Folgen der Anarchie verkommenes Volk zu regeneriren". Ich glaube selbst, daß dies ein mitbestimmender Faktor gewesen ist. Manche der Aphorismen, welche nebst Reiseskizzen und Gedichten kurz nach Maximilians Tode unter dem Gesammttitel: „Aus meinem Leben" in Leipzig erschienen, zeugen von solchem Thatendurst, so ein aus dem Jahre 1852 stammendes: „Ruhe in ewiger Bewegung", das merkwürdigerweise mit dem Motto harmonirt, welches ich mir erwählt habe:

„Strebend nur bist du Mensch, drum wie das Kind in der Wiege
Such' und finde dein Geist in der Bewegung nur Ruh'."

Ein anderes ähnliches lautet: „Der Kampf ist der Reiz des Lebens. Hört er auf, so hat die Maschine geendet. Der Geist ist entflohen. So lange der Geist inne wohnt, und das Herz schlägt, ist ewiges Ringen, und nur im Ringen ist Leben, das der letzte Kampf des Sterbens schließt." Ein drittes besagt: „Der Ehrgeiz und die Ruhmsucht, zwei edle Triebfedern des Menschen, sind der Ausdruck der edlen Selbstliebe." Ja, eine Stelle aus dem Tagebuche über seinen 1853 unternommenen Ausflug nach Südamerika, wo es heißt: „wie werth wären diese Länder einer andern Bevölkerung, eines andern Herrschers", mit dem Citat der Byron'schen Verse:

„How fair the land, how made for joy
How curs'd the tyrants who destroy —"

könnte auch auf Mexiko gedeutet werden. Ebenso sein Ausspruch: „Warum lieben unabhängige Charaktere den Süden? Weil keine Wolken ihnen den Blick in den freien Himmel wehren, weil ihnen die Kälte keine lästigen Schranken setzt."

Ein Geschichtsforscher kann und wird sich aber mit dieser vagen Erklärung nicht begnügen. Die Ursachen zu Maximilian's verderblichen Entschluß müssen schärfer präcisirt werden.

Heutzutage, wo der von der Krone ausstrahlende Glanz die Augen der Unterthanen nicht mehr so sehr blendet, daß diese von den Schwächen und Fehlern ihrer Herrscher nichts sehen oder zu sehen wagen, ist man in den „allerhöchsten Kreisen" eifrigst bemüht, gewisse vielleicht als anstößig anzusehende Vorkommnisse, die sich dort abspielen, vor der indiscreten Neugier des profanum vulgus thunlichst zu verschleiern, damit dessen „pflichtschuldige Ehrfurcht" vor den auf der obersten Stufe der gesellschaftlichen und politischen Rangordnung Stehenden nicht etwa Einbuße erleide. Diese Rücksicht mag dazu beigetragen haben, daß bisher über das wenig freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen den beiden Brüdern Franz Joseph und Ferdinand Max bestand, kaum etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Und doch ist darauf in erster Linie die Bereitwilligkeit zurückzuführen, mit der Letzterer den mexikanisch-französischen Lockungen folgte. Er hielt es nicht länger aus, unter der Botmäßigkeit seines Bruders zu leben.

Den Geistes- und Herzensanlagen nach waren sie heterogene Naturen. Hieraus erklärt sich zum Theil die zwischen ihnen waltende Disharmonie.

Man hat den gegenwärtigen Kaiser von Oesterreich-Ungarn einen trefflichen Subalternbeamten genannt. Von diesem besitzt er in der That einerseits die Pflichttreue, andererseits den Mangel an Initiative. Mit großer Pünktlichkeit absolvirt er sein tägliches Pensum als Herrscher, bestehe es oft auch nur in der Unterzeichnung so und so vieler ihm vorgelegten Schriftstücke, die er übrigens vorher genau zu lesen pflegt. Dahingegen dürften von den während seiner sechsunddreißigjährigen Regierungszeit innerhalb der habsburgischen Monarchie stattgefundenen Ereignissen nur eine kleine Anzahl seiner persönlichen Anregung

ihre Entstehung verdanken. Franz Joseph verdient weit mehr als Victor Emanuel den Beinamen eines rè galantuomo, den eines durch und durch ehrenhaften Mannes. Jede unsaubere Handlung, die in irgend einer Weise mit Geldinteressen zusammenhängt, verletzt sein in diesem Punkte überaus zart empfindendes Gewissen. Unnachsichtlich hat er Männer, wie sehr sie sich auch früher seiner Gunst erfreuten, aus seiner Nähe verbannt, sobald er in Erfahrung brachte, daß ihre Hände nicht rein geblieben waren. Es giebt keinen entschiedeneren Verächter der auch von einigen Ministern nicht ungern angewandten „Trinkgeldertheorie" als ihn. Was geistige Fähigkeiten anbetrifft, steht Franz Joseph nur auf mittlerer Höhe. Jede Genialität ist ihm nicht nur fremd, sondern sogar widerwärtig. Der Grundzug seines Wesens ist Nüchternheit. Auch von Ehrgeiz ist er ziemlich frei. Die Idee des Frankfurter Fürstentages von 1863 war sicher nicht seinem Hirne entsprungen. Tief durchdrungen von dem Gefühle seiner Würde, verschmäht er es, um die Gunst seines Volkes zu buhlen, und vermeidet nahe und direkte Berührungen mit ihm. Darum ist er auch persönlich nicht populär. Die Ovationen, deren Gegenstand er bisweilen ist, gelten allein seiner Eigenschaft als habsburgischer Kaiser. Ihre Quelle liegt in dem vorwiegend monarchischen Sinne der unter seinem Scepter stehenden Nationen, die einsehen oder fühlen, daß ohne den dynastischen Kitt sie auseinanderbröckeln und vielleicht ehrgeizigen Nachbarn zum Opfer fallen würden. Als „erster Cavalier seines Reiches" ergiebt er sich mit Vorliebe den cavaliermäßigen Zerstreuungen, hauptsächlich der Jagd, während er nur ein schwaches Interesse für Wissenschaften und Künste zeigt. Wo es nöthig war, hat er den für einen Edelmann unerläßlichen Muth bewiesen, wie im ersten italienischen und im ungarischen Feldzuge; tiefere militärische Kenntnisse und strategische Begabung besitzt er nicht. Als Schlachtenlenker weiß die Geschichte nichts von ihm zu melden.

Der moderne Liberalismus ist ihm antipathisch; zum Theil begreift er ihn nicht einmal. Nur widerwillig hat er deshalb seine Zustimmung zur Umwandlung des patriarchalischen Absolutismus in ein halbwegs constitutionelles Regierungssystem gegeben. Nun er aber einmal die Verfassung beschworen hat, bleibt er ihr treu. Ohne gerade ein Fanatiker zu sein, hält er, von einer jesuitenfreundlichen Mutter und dem ultramontanen Grafen Bombelles erzogen, fest an den Satzungen der römisch-katholischen Kirche und kommt dadurch oft in Gewissensconflicte, wenn er den politischen Forderungen der Neuzeit gerecht werden soll. Jene Erziehung ist auch Schuld an seinem Mangel an Selbstständigkeit, der freilich in einzelnen Fällen einem starren Eigensinn Platz macht. Unfähig zu energischem Handeln, weiß er mit Würde die Schläge, welche das Schicksal ihm nicht erspart hat, zu tragen.

Obgleich sein nur zwei Jahre jüngerer Bruder Ferdinand Max gemeinsam mit ihm und unter den gleichen Einflüssen aufgewachsen war, hatte sich Dieser doch in ganz verschiedener Weise entwickelt. Im Vergleich zu den übrigen Mitgliedern seiner Familie war er aus der Art geschlagen. Auch mit keinem seiner Vorfahren hatte er Aehnlichkeit, weder mit Maria Theresia noch mit Joseph II., mit diesem vielleicht eine geringe darin, daß er gleich jenem nicht allein „Schätzer", sondern häufig Ueberschätzer der Menschheit war.

Um seine Charakteristik deutlicher hervortreten zu lassen, habe ich die Franz Joseph's vorausgeschickt und sie als Folie benützt.

Befangen in unklarem Idealismus, der hauptsächlich durch seine künstlerischen Neigungen genährt wurde, entbehrte Maximilian wie der Tiefe so der Kraft; er war oberflächlich, sentimental und schwach. Dinge wie Menschen beurtheilte er nach ihrer Außenseite und fand sich deßhalb oft enttäuscht. Er nahm die Welt nicht, wie sie ist, sondern wie sie durch das Prisma seiner

Phantasie in seinem Kopfe sich widerspiegelte. Es kostete ihm Mühe, sich zu klarem Erkennen durchzuarbeiten. Lieber wiegte er sich in Illusionen. Er war viel geschäftig; es fehlte ihm jedoch an wirklicher Thatkraft und Ausdauer. Mit gleicher Leichtigkeit faßte er Vorsätze und gab sie wieder auf. Aenderten sich die Verhältnisse oder, unter den Eindrücken des Augenblicks, auch nur seine Stimmungen, flugs änderten sich mit ihnen seine Entschlüsse. Bezeichnend sagte er: „Nur in Politik nie glauben, daß das, was gestern gut war, auch heute gut sein muß. Die Situationen ändern stündlich. Man muß überhaupt wie bei der Behandlung eines Kranken die Diagnose stellen und nach ihr erst die Mittel wählen.“ Aber auch bei seinen politischen Diagnosen kam er niemals zur Klarheit, weil er den angeblichen Kranken — Mexiko — jeden Augenblick von einem andern Gesichtspunkt und mit andern Augen anschaute. Bei allen diesen oft scheinbar unvermittelt eintretenden Sinnesänderungen zeigte er aber stets die gleiche Begeisterung für seine neueste Idee, die gleiche Ueberzeugung, daß sie die vortrefflichste sei, die gleiche Hoffnung, damit Erfolge zu erzielen. Als Sanguiniker neigte er zum Optimismus, war aber auch meist schnell vorübergehenden Anfällen tiefer Muthlosigkeit zugänglich, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt. Trotz seiner Gutmüthigkeit, seines Edelmuths und seiner Ritterlichkeit verhinderte sein wankelmüthiges, unselbstständiges und unentschlossenes Vorgehen, daß man sich jemals fest auf ihn verlassen konnte, denn was er heute für richtig und nothwendig angesehen hatte, verwarf er morgen. Gleich dem Sicambrerfürsten verbrannte er, nicht selten ohne genügende äußere Gründe, was er kurz zuvor angebetet, betete er an, was er kurz zuvor verbrannt hatte. Er war ein schwankes Rohr, von jedem Windhauch bewegt. Nur im Herzen bewahrte er Treue.

Mit seinen weitaussehenden Plänen standen die Mittel, über die er verfügte, um sie auszuführen, fast immer im kläg-

lichsten Mißverhältniß. Zu einem strahlenden Ziel emporblickend, wurde sein Blick durch dasselbe so sehr gefesselt, daß er die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, nicht bemerkte und darüber stolperte. Man kann ihn die Verkörperung des französischen Sprichworts nennen: qui trop embrasse, mal étreint. Weil er zuviel umfassen wollte, erfaßte er gar nichts. Die verschiedensten Sachen fing er gleichzeitig an, ohne auch nur eine zum Abschluß zu bringen. Planlosigkeit beherrschte seine Handlungen. Dem Anschein nach harmonisch und in sich gefestigt, war sein ganzes Wesen ein zerfahrenes.

Er hielt sich für eine providentielle Persönlichkeit. Sein Lieblingsheld und Vorbild in der Geschichte war Kaiser Karl V., in dessen den Erdball umspannendem Reiche die Sonne nicht unterging. Daß auch Neu-Spanien einen Theil desselben gebildet hatte, mochte ihn mit veranlaßt haben, den dort für ihn aufgerichteten Thron zu besteigen.

Lieblingssohn seiner begabten Mutter, litt er schwer unter seiner Zweitgeborenschaft. Schon als Knaben hatten die beiden Brüder sich nicht vertragen. Diese Unverträglichkeit wuchs mit den Jahren. Die Erhebung Franz Joseph's auf den habsburgischen Kaiserthron ließ im ehrgeizigen Herzen Ferdinand Max' einen Stachel zurück, der ihm fortwährend die bittersten Qualen verursachte. Er war überzeugt von seiner geistigen Ueberlegenheit. Er hielt sich für weit befähigter, als Jenen, die höchste Stelle im Staate einzunehmen. Er grollte mit seinem Geschick, das ihn zum ersten Unterthan seines Bruders gemacht hatte, und ergriff mit Jubel die Gelegenheit, die sich ihm bot, sich dieser von ihm als Herabwürdigung empfundenen Situation zu entziehen.

Die mannigfachen Reisen, welche er als Seemann gemacht, trugen dazu bei, seinen Blick zu erweitern und seinen Geist von Vorurtheilen zu befreien. Ohne Zweifel war er der freisinnigste aller Habsburger, soweit ein Habsburger überhaupt freisinnig

sein kann. „Constitution", schrieb er im November 1860, „der gefürchtete Popanz, ist Vertheilung der Gewichte und dadurch Herstellung des Gleichgewichts; es ist zugleich aber auch Controlle, die der Ehrliche nicht zu fürchten braucht. Man sagt, sie sei ein steter Kampf zwischen Regierenden und Regierten; wer das sagt, faßt es nicht ehrlich auf: sie ist ein Bund zwischen beiden. Wäre es aber auch ein Kampf, so vergesse man nicht, daß im Kampfe Leben ist." Und weiter: „Alles Neue setzt in Verwunderung, aber nur die Schwachen erschrecken davor." Aber gehörte er denn etwa zu den Starken?

Er war und blieb gläubiger Katholik, sogar mit einem leisen Anflug von Mystik; dennoch begriff er bis zu einem gewissen Grade die religiöse Duldung, nur für die Atheisten hatte er kein Erbarmen.

Seine Kenntnisse waren lückenhaft, weil er seine geistige Kraft zu zersplittern liebte. In seinen frisch geschriebenen Reiseskizzen bekundet sich eine ziemlich umfangreiche allgemeine Bildung, verbunden mit lebendiger Auffassungs- und Beobachtungsgabe. Der Originalität ermangeln sie jedoch. Seine Gedichte erheben sich nicht über das Niveau der Gewöhnlichkeit. Eines nur aus dem Juli 1854 ist mir aufgefallen, wo Maximilian klagt:

„Siehst du einen Vogel flügellahm,
Dem Gelenk man grausam brach und Sehne,
Daß, im Park er weilend, sanft und zahm,
Nicht die Fitt'ge mehr zum Fluge dehne;
Oh dann, Theurer, denk' an mich und weine.

Sehnend blickt der Brüder Wanderschaar,
Flattert fröhlich sie im Herbst von dannen,
Trüb' er nach und müht sich Jahr für Jahr
Auch zum Flug' die Schwingen auszuspannen;
Siehst Du es, so denk' an mich und weine.

Auch ich bin lahm,
Auch ich bin zahm;

Was frommt des Herzens Zug,
Gebricht die Kraft zum Flug!
Theurer, denk' an mich und weine — weine."

Eine ähnliche Klage klingt aus den Worten heraus: „Furchtbar ist's, sich einer großen Vergangenheit bewußt zu sein, aber keine Zukunft mehr zu haben."

Später scheint ihm die „Kraft zum Fluge" — über das große Wasser gekommen zu sein, doch zu seinem Unheil, die erhoffte „Zukunft" fand er auch drüben nicht.

So lange er sich noch an der Spitze der österreichischen Marine befand, auch während seiner kurzen Statthalterschaft im lombardisch-venetianischen Königreich, wo er zu Mailand glänzend Hof hielt, mochte er, weil er direkt nur mit Untergebenen verkehrte, bisweilen vergessen, daß Jemand über ihm stand, dessen Befehle er zu befolgen, dessen Wünschen er Rechnung zu tragen hatte. Als er sich aber nach 1859 zu einer unfreiwilligen Thatenlosigkeit verdammt sah und außer Stande, auch nur auf einen Tag das durchbohrende Gefühl seiner ruhmlosen Abhängigkeit los zu werden, mußten da nicht die Eröffnungen, welche Anfangs 1861 die mexikanischen Verschwörer General Leonardo Márquez, Exminister Aguilar, der in freiwilliger Verbannung in Europa lebende stockmonarchische José Maria Gutierrez Estrada und andere Mitglieder der in den Staub geworfenen klerikalen Partei an ihn gelangen ließen, ihm wie eine Erlösung erscheinen? Und seine von ebenso großem, wo nicht von noch größerem Ehrgeiz beseelte Gemahlin bestärkte ihn in dem Gedanken, auf diese Weise eine Rangerhöhung zu erlangen und damit eine Gleichstellung mit dem Kaiserpaar in Wien, weil sie es nicht verschmerzen konnte, daß sie, Tochter und Enkelin von Königen, einer Frau den Vorrang lassen mußte, die einem verarmten, nicht regierenden Fürstenhause entstammte, und weil wegen mangelnder Nachkommenschaft die Pflichten der Mutter-

liebe ihr keine Entschädigung zu bieten vermochten für die so schwer entbehrte, so heiß ersehnte dominirende Stellung.

Als Louis Napoléon dann in formeller Weise ihm die mexikanische Kaiserkrone anbot, da vergaßen Maximilian und Carlota, daß es keine reine Hand, daß es die Hand eines Feindes war, aus welcher sie sie entgegegenzunehmen hatten, und daß auf dem Wege, der sie zum Throne emporführen sollte, sie durch Schmutz und Blut waten müßten. Nur fort! Nur fort!

Neid über die bevorzugte Position des ältern, ohnehin nicht geliebten Bruders und unbefriedigter Ehrgeiz waren somit die Hauptbeweggründe, welche Maximilian und seine Gemahlin veranlaßten, sich auf das mexikanische Abenteuer einzulassen.

Zu denselben gesellte sich ein anderer, vielleicht noch schwerer wiegender, welchen gefällige Biographen noch ängstlicher verschweigen als die angeführten.

Maximilian hatte niemals zu rechnen verstanden. Sowohl um seine eignen sehr hochgeschraubten Bedürfnisse zu befriedigen, wie um seinem Hange zur Freigebigkeit und Wohlthätigkeit Genüge zu thun, hatte er sich in Schulden gestürzt. Von ihm ist das Wort: „Geiz ist bei Prinzen ein Verbrechen, denn die Menge fühlt doch immer, daß ihr Geld aus dem Sacke der Vielen kommt. Prinzen sollen nur Geld-Circulations-Maschinen sein, man weiß ihnen Dank dafür." Als solche Maschine hatte er nun so eifrig funktionirt, daß ihm nichts mehr in Circulation zu setzen übrig blieb. Namentlich hatte der Bau des herrlichen Schlosses „Lug auf's Meer" — Miramar — kolossale Summen verschlungen. Auch die reiche Mitgift seiner Frau, der ein Theil der Erbschaft ihres geschickt und glücklich speculirenden Großvaters Louis Philippe zugefallen, war darauf gegangen. Um sich aus dieser peinlichen Verlegenheit zu retten, war dem jungen Erzherzog eine Luftveränderung um so angenehmer, als zugleich mit der mexikanischen Krone ihm mehrere Millionen vorschußweise zu freier Verfügung gestellt

wurden. Einmal Kaiser von Mexiko, würde er schon im Stande sein, sie nach und nach zurückzuzahlen. Freilich war das Land gerade durch vorübergehende Zahlungsunfähigkeit in seine schlimme Lage gerathen. Aber bah! War er nicht der Mann, es im Handumdrehen zu einem der reichsten Staaten der Erde zu machen? Würde ihm es nicht gelingen, die unzähligen Elemente der Prosperität, die noch unausgebeutet im Schooße seines Bodens schlummerten, zu erschließen? Seine Einbildungskraft zauberte ihm unerschöpfliche Schätze vor, nach denen er sich nur zu bücken brauchte, um sie aufzuheben. In Wirklichkeit begann aber Maximilian seine Herrschaft damit, daß, ehe er noch die Küsten seines Reiches betrat, er diesem eine neue Schuldenlast auferlegt hatte.

Jedenfalls war es eine eigenthümliche Wahl, einen Verschwender mit der Mission zu betrauen, ein verarmtes Land aus seinen Finanzcalamitäten zu retten. Und daß in diesem Falle in der That der Bock zum Gärtner gesetzt worden war, das beweisen die auf die kaiserliche Verwaltung bezüglichen, später in die Hände der Republikaner gefallenen Rechnungen, mit denen ich mich später zu beschäftigen beabsichtige.

Ritterlicher Thatendurst und die uneigennützige Absicht, das dahinsiechende Mexiko zu neuem Leben und Glück zu erwecken, sind nach dieser wahrheitstreuen Darstellung kaum die vornehmsten Ursachen gewesen, welche Maximilian nach Amerika gehen ließen. Es ist immerhin gut, der Poesie der Geschichte etwas Prosa beizumischen, besser gesagt, die schöne historische Lüge durch die häßliche historische Wahrheit zu ersetzen.

Am 3. October 1863 erschien in Miramar eine mexikanische Deputation im Auftrage der Junta, welche Forey in der Hauptstadt Mexiko zusammengetrieben hatte, zu dem anbefohlenen Zwecke, die Monarchie als Staatsform und Maximilian als Kaiser zu proklamiren. Ich habe mein Urtheil über diese Abstimmungsfarce bereits abgegeben. Nicht viel günstiger äußert

sich darüber ein französischer, nicht einmal freisinniger Schriftsteller: „Jene denkwürdige Junta," schreibt er, „wird ein ewig beklagenswerthes Beispiel von Beleidigung der Wahrheit bleiben. Sie hatte weder ein Mandat noch den entsprechenden Charakter, um das ganze Land zu verpflichten." Und vorher war feierlich und ausdrücklich dem mexikanischen Volke versprochen worden, daß ihm keine Regierung aufgedrungen werden sollte! Sogar der französische Minister des Aeußern, Drouyn de l'Huys, mußte erklären: „Wir werden die Stimmen der Versammlung in Mexiko nur als ein vorläufiges Zeichen der Stimmung des Landes ansehen können." Gleichzeitig wurde Forey der Befehl ertheilt, „in einem neuen Feldzuge die Stimmen der Städte im Innern zu sammeln." Daß diese, nach ihrer Einnahme durch die Franzosen, sich durch den Mund ad hoc ausgesuchter Vertreter gleichfalls für die Candidatur Maximilian's aussprachen, ist selbstverständlich. Viele jener Vertreter hatten freilich niemals früher den Namen des österreichischen Erzherzogs gehört, wußten überhaupt nicht, daß ein solcher existire.

Die nach Miramar entsandte Deputation war aus acht Personen zusammengesetzt, deren Porträts — als Verräther an ihrem Vaterlande — in dem großen Gemälde verewigt sind, das in jenem Meerschlosse hängt und die Ueberreichung der Krone und des Scepters an Maximilian darstellt. Die Namen der Herren, obwohl nicht unbekannt, will ich hier nochmals an den Schandpfahl nageln. Es waren: Joaquin Velasquez de Leon, der schlaue Jesuitenpater Javier Miranda, Ignacio Aguilar, José Hidalgo, der spätere Gesandte in Paris und schon als Legationssekretär in Madrid erklärter — Günstling der allein durch ihre Jahre ehrwürdigen Gräfin Montijo, der Mutter Eugenie's, der mexikanische General französischen Ursprungs, Adrian Woll, wie man erzählt, ein unehelicher Sohn des Marschalls Sebastiani aus der Epoche des ersten Napoléon und Louis Philippe's, der Millionär

Antonio Escandon, José Maria Landa und die Seele der ganzen Verschwörung, der mehrmals schon von mir erwähnte José Maria Gutierrez Estrada.

Einen eigenthümlichen Begriff muß Maximilian von diesen Leuten bekommen haben, als er erfuhr, daß mit Ausnahme von Escandon und Landa, sie sich nicht nur fette Reisespesen, sondern sogar — oft fingirte — Gehaltsrückstände hatten auszahlen lassen als Vorschuß auf die Anleihe welche man im Begriff war mit dem englischen Bankhause Glyn, Mills u. Co. in London zu contrahiren. Die Gesammtausgaben der Deputation beliefen sich auf das hübsche Sümmchen von 104,902 Pesos, wie aus den von uns aufgefundenen Dokumenten hervorgeht. Aber Maximilian selbst hatte ja keinen Anstand genommen, von jener Anleihe anticipando drei Millionen anzunehmen, und er verfügte darüber, noch bevor er seine Reise nach Mexiko antrat. Velasquez de Leon hatte ihm das Geld in siebzehn, mit blanken Goldstücken gefüllten Fässern nach Miramar überbracht.

Die Bedingungen, welche Maximilian im October 1863, wohl nur zum Schein, betreffs der Annahme der Krone den Abgesandten der Junta gegenüber stellte, waren ein Plebiscit des mexikanischen Volkes und Garantien für den Bestand seines Thrones. Später schrieb er an Gutierrez Estrada, Frankreich und England müßten sich verpflichten, ihn mit ihrer moralischen und materiellen Garantie zu Lande und zu Wasser zu unterstützen. Um dies durchzusetzen, reiste er im März 1864 nach Paris. Als Gast Napoléon's III. stieg er im Palast der Tuilerien ab und nahm Wohnung im Pavillon de Marsan. Damals wurden die Grundzüge der später so schmählich von Frankreich gebrochenen Convention von Miramar vereinbart.

Ich erhielt die Aufforderung, mich dem Erzherzog vorzustellen.

Sobald mir vom französischen Kriegsminister der erforderliche Urlaub bewilligt war, begab ich mich von Evreux nach Paris.

Auffallenderweise sind die Details meiner ersten Zusammenkunft mit dem Erzherzog, der vom österreichischen Hofrath im auswärtigen Amt zu Wien, später zum Range eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers erhobenen Dupont begleitet war, so sehr meinem Gedächtniß entschwunden, daß ich außer Stande bin, Genaueres darüber zu erzählen, und ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, eventuell Irrthümliches zu berichten. Nur soviel erinnere ich mich, daß mir sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden, falls ich mich dazu verstehen wollte, den künftigen Kaiser nach Mexiko zu begleiten, Anerbietungen, die ich natürlich höflichst zurückwies, und daß ich meine ganze Ueberredungskunst, leider vergeblich, anwendete, um Maximilian von seinem Vorsatz abzubringen, in seinem Interesse sowohl wie in dem meines Adoptivvaterlandes.

Auf seinen Wunsch arbeitete ich in spanischer Sprache ein langes Memorandum aus, in welchem ich die damalige Lage Mexikos eingehend schilderte. Vor allen Dingen betonte ich darin die absolute Werthlosigkeit der zu seinen Gunsten stattgefundenen Volksabstimmungen. Auch rieth ich ihm, wenn er durchaus nicht zurücktreten wollte, seine Mission wenigstens nur als eine zeitweilige und vorübergehende aufzufassen und sich ausdrücklich die Befugniß zu wahren, sie jederzeit wieder aufzugeben. Er solle in einem Manifeste erklären, unbekannt mit den Verhältnissen und aus so weiter Ferne vermöge er nicht zu untersuchen, ob er wirklich der Erwählte des mexikanischen Volkes sei. Nur gleichsam versuchsweise möge es ihn aufnehmen. Nach spätestens einem Jahre werde er es abermals befragen unter Zusicherung, daß man es an der freien Aeußerung seines Willens nicht hindern werde. Sei es dann mit seiner Verwaltung zufrieden, so werde er bleiben, andernfalls sich wieder einschiffen. Gerade das Gegentheil hiervon that er aber. Maximilian, obgleich kinderlos, traf unverzüglich Bestimmungen für die Thronfolge, kurz, benahm sich, als ob er Mexiko niemals wieder zu verlassen

und dort eine dauernde Dynastie zu gründen beabsichtigte. Im Widerspruch hiermit stand seine Weigerung, sich dem habsburgischen Hausgesetz zu unterwerfen, welches für einen Fall wie den seinigen die ausdrückliche Verzichtleistung auf alle agnatischen Rechte vorschreibt, die ihm und seinen Nachkommen aus seiner Eigenschaft als österreichischer Erzherzog erwuchsen, speziell auf das, den habsburgischen Thron zu besteigen, wenn die Näherberechtigten früher als er stürben. Noch am Tage vor der feierlichen Annahme der Krone, am 9. April 1864, fanden aus diesem Anlaß zwischen ihm und dem Kaiser Franz Joseph stürmische Scenen in Miramar statt, die sicher nicht dazu beigetragen haben, die Beziehungen zwischen den beiden Brüdern herzlicher zu gestalten.

Ja noch mehr! Trotz dieses Verzichts und nachdem er schon über zwei Jahre Kaiser von Mexiko war, hat Maximilian nicht die Hoffnung aufgegeben, jenes Ziel zu erreichen. Würde sonst sein früherer Kabinetschef, der Belgier Eloin, der inzwischen nach Europa gereist war, gewagt haben, ihm gegen Ende des Jahres 1866 brieflich den Rath zu ertheilen, die Parthie nicht vorzeitig, auch nicht nach dem vollzogenen Abzug der Franzosen aufzugeben, um sein politisches Prestige nicht zu schädigen; wenn aber sein Aufruf an das mexikanische Volk ungehört verhalle und wirkungslos bliebe, dann mit ungetrübtem Glanze nach Europa zurückzukehren, um inmitten der wichtigen Ereignisse, die dort sicher nicht ausbleiben würden, die Stelle einzunehmen, die ihm in jeder Hinsicht zukomme. Als diese Stelle bezeichnete Eloin gerade heraus den österreichisch-ungarischen Thron. Der Kaiser Franz Joseph sei, wie er sich auf der Durchreise durch Oesterreich habe überzeugen können, durch die ihm von den Preußen beigebrachten Niederlagen und den Prager Frieden entmuthigt, das Volk ungeduldig und fordere öffentlich seine Abdankung, während die Zuneigung zu Maximilian sich sichtbar über das ganze Ländergebiet Oesterreichs

ausbreite. Und würde Maximilian, wenn er nicht an diese Möglichkeit gedacht hätte, Eloin nicht energisch ob der Unverschämtheit getadelt haben, ihm derartige Vorschläge, welche einen doppelten Wortbruch, Franz Joseph und den mexikanischen Imperialisten gegenüber, involvirte, zu machen? Das geschah aber nicht.

Schwer ist es, sich in diesen Widersprüchen zurecht zu finden. Was war aber nicht widerspruchsvoll in Maximilian's Charakter?

Nachdem ich mein Memorandum den kriegsgefangenen Kameraden in Evreux vorgelesen, schickte ich es dem Erzherzog nach London, wohin er inzwischen gegangen war, nach.

Das Brouillon dieses Schriftstückes ist mir leider abhanden gekommen. Am Schlusse desselben oder in dem Begleitschreiben sagte ich:

„Ich fürchte, Eure kaiserliche Hoheit werden den Versuch mit Ihrem Kopfe bezahlen!"

Am 25. Februar 1873 hielt ich in Wien vor der dortigen geographischen Gesellschaft, der ich am 28. Januar als Mitglied beigetreten war, einen Vortrag über die Charakteristik der indianischen Bevölkerung Mexikos. Der jüngst verstorbene Professor Ferdinand von Hochstetter präsidirte. Unter den zahlreichen Zuhörern befand sich der damalige k. k. Kriegsminister, der geistreiche und gelehrte Feldzeugmeister Baron Kuhn. Nachdem ich geredet, trat dieser auf mich zu und theilte mir mit, mein Memorandum werde im Staats-Archiv aufbewahrt — wie es dahingekommen, weiß ich nicht — und er habe es mit um so größerem Interesse gelesen, als auch von ihm das Projekt Maximilian's entschieden mißbilligt worden sei.

Ebensowenig schenkte Dieser andern Stimmen Gehör, die von völlig unparteiischen Männern ausgingen und wohl geeignet waren, ihn auf das Bedenkliche seines Unternehmens aufmerksam zu machen. So hatte 1863 ein französischer Deputirter, der zur

imperialistischen Phalanx gehörende Adolphe de Belleyme, eine vielleicht von den Tuilerien inspirirte Brochure: La France et le Mexique veröffentlicht, in welcher die Behauptung aufgestellt wurde, die anfänglich vernünftige Lösung der mexikanischen Frage durch die Candidatur Maximilian's habe, nachdem Frankreich in Folge des Rückzugs seiner beiden Verbündeten allein in Mexiko zurückgeblieben sei, ihre raison d'être verloren. Die französische Regierung dürfe unter keinen Umständen dem Erzherzog seine Krone garantiren.

„Entweder", sagte der Verfasser, „ist dessen Wahl der ernste Ausdruck der Wünsche des mexikanischen Volkes. Dann ist unsere Aufgabe beendet, und wir haben nichts weiter zu thun, als ihm den Platz zu räumen. Oder man hat über jenes Volk ohne seine Zustimmung verfügt, dann dürfen die französischen Waffen nicht dazu dienen, ihm eine Dynastie aufzulegen, welche ihre Lebenskraft nicht aus dem nationalen Boden schöpft.

„Kann der Erzherzog Maximilian allein den Thron Mexikos besteigen, so ist er in der That legitimer Kaiser, dann aber bedarf er unser nicht mehr. Bedarf er unser, müssen wir ihm helfen, die Stufen seines Thrones emporzuklimmen, so ist er nichts als der Client Frankreichs.

„Will man sagen, Frankreich müsse, um sein Werk nicht unvollendet zu lassen, den Thron des Erzherzogs consolidiren und zu diesem Zweck diesem Prinzen eine zeitweilige, beschränkte Stütze gewähren, so erkläre ich diesen Gesichtspunkt für falsch. Die Idee ist gefährlich. Man muß sie bis auf's Aeußerste bekämpfen. Nein, der Erzherzog ist nicht das Geschöpf Frankreichs. Frankreich schuldet ihm nichts. Es würde einen ungeheuren Fehler begehen, wollte es nachträglich den Candidaten der mexikanischen Junta adoptiren und patronisiren.

„Nichts Verhängnißvolleres, als zu glauben, ein vorübergehender Schutz vermöge den Thron des Erzherzogs zu festigen. Sich aber verbindlich machen, ihn aufrecht zu erhalten,

bis er feststehe, wäre die leichtfertigste, die unklugste, die drückendste Verpflichtung, die Frankreich eingehen könnte."

Im Verlauf der Brochure wurden der Reihe nach die kolossalen Schwierigkeiten beleuchtet, welche im Innern wie von außen her der Monarchie Maximilian's sich entgegenstellen würden.

„Keine Illusionen!" hieß es unter Anderm. „Eine monarchische Regierung kann in Mexiko Angesichts der benachbarten republikanischen Regierungen, die ihr aus Gefühl, aus Grundsatz und aus Interesse feindlich sind, keinen Bestand haben."

Und weiter: „Die Candidatur des Erzherzogs Maximilian ist keine Lösung. Weit entfernt davon, eine Befreiung für Frankreich zu sein, ist sie eine Kette. Die von Frankreich beschützte Thronbesteigung des Erzherzogs wäre nur die indirekte Besitzergreifung Mexikos durch Frankreich, eine Besitzergreifung, welche keinen der Vortheile einer direkten Besitzergreifung hätte und hundertmal größere Gefahren darböte."

Die Brochure schloß: „Resumiren wir: die Candidatur des Erzherzogs Maximilian ist eine weder für Frankreich, noch für Mexiko, noch für den Erzherzog vortheilhafte Lösung. Man kann nicht genug gegen die fieberhafte Eile protestiren, mit welcher diese Idee unklugerweise in den Vordergrund gebracht worden ist. Wir beschwören die französische Regierung, nicht einen einzigen Tag die Fahne Frankreichs im Dienste einer fremden Regierung zu belassen. Es kann Frankreich nicht conveniren, auch nur einen Augenblick den Wagen Maximilian's zu ziehen."

An Warnungen hatte es Maximilian also nicht gefehlt. In absichtlicher Selbstverblendung rannte er in sein Verderben.

Die Dinge waren jedoch Anfangs 1864 bereits zu weit vorgeschritten, als daß an ein Fallenlassen des Planes gedacht werden konnte. Am 10. April nahm der Erzherzog definitiv in

Miramar die mexikanische Krone mit folgender an die Deputation gerichteten Ansprache an:

„Mexiko hat, nach seinen Ueberlieferungen und den Gewohnheiten des neuen Continents, von seinem Rechte Gebrauch gemacht, sich eine seinen Wünschen und seinen Bedürfnissen entsprechende Regierung zu geben. Es hat sein Vertrauen auf einen Sproß dieses Hauses Habsburg gesetzt, das vor drei Jahrhunderten eine christliche Monarchie auf jenem Boden aufgerichtet hat. Dieses Vertrauen hat mich gerührt, und ich werde es nicht verrathen. Ich nehme also Besitz von der constituirenden Gewalt, mit der die Nation, welche Sie zu ihren Organen gewählt hat, mich bekleidet. Ich werde sie nur so lange behalten" — das heißt, die unbeschränkte Gewalt — „als nöthig ist, in Mexiko eine regelrechte Ordnung herzustellen und die liberal-conservativen Institutionen zu organisiren. Wie ich Ihnen, meine Herren, in meiner Rede vom 3. October sagte, werde ich mich beeilen, die Monarchie, sobald die Pacification des Landes vollendet sein wird, unter die Autorität der constitutionellen Gesetze zu stellen."

Wenige Tage darauf schiffte der neue Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin und eines kleinen Gefolges sich in Triest ein, holte sich erst in Rom den Segen des Papstes, der ihm von keinem Nutzen sein sollte, und langte am 29. Mai vor Veracruz an.

Eisig war der Empfang, der ihm dort zu Theil wurde. Warum kehrte er nicht lieber sofort und für immer einem Lande, das ihn so ungastlich aufnahm, den Rücken und befahl, den Kiel seines Schiffes heimwärts zu wenden? Eine Augenzeugin, die Gräfin Paula Kolonitz, beschreibt die unerquickliche Scene folgermaßen: „Die „Themis" war vorangeeilt und hatte unsere Ankunft angezeigt. Dennoch blieb Alles mäuschenstill. Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexiko stand Angesichts seines Reiches und war im Begriff,

es zu betreten, aber seine Unterthanen hielten sich verborgen. Niemand empfing ihn. Es war ein unheimliches Gefühl für Alle."

Das Schiff, welches Maximilian seinem Vaterlande entführt hatte, mußte, um in die offene Rhede von Veracruz einzulaufen, an der kleinen Insel vorüberfahren, die den Unglück weissagenden Namen „Opferinsel" trägt, und auf welcher schon in jener Epoche, also erst bei Beginn der Expedition tausende von Gräbern die Leichen der dem gelben Fieber zum Opfer gefallenen französischen Soldaten bargen, weshalb die überlebenden im Galgenhumor sie „jardin d'acclimatation" getauft hatten. In den Straßen der Hafenstadt hielten die Einwohner ihre Fenster und Balkone geschlossen. Sie wollten von dem ihnen aufgedrängten Kaiser nichts wissen; sie wollten ihn nicht einmal sehen.

Die Veracruzaner haben sich freilich von jeher durch ihre Freisinnigkeit ausgezeichnet. Mit Stolz beherbergten sie ein Paar Jahre lang den rechtmäßigen Präsidenten der Republik, Benito Juarez, in ihren Mauern. Sie waren deßhalb am Wenigsten geneigt, einen importirten europäischen Fürsten anzujubeln.

Im weiteren Verlaufe der Reise änderte sich indeß theilweise die Haltung der Bevölkerung. Schon zwischen Córdoba und Orizaba hatte sie Vorbereitungen zur Begrüßung des Kaiserpaares getroffen und unzählige Triumphbogen errichtet, die mit den schönsten Blumen, mit bunten Tüchern und dreifarbigen Fahnen geschmückt waren. Besonders die Indianer umdrängten in dichten Schaaren den Wagen Maximilian's und Carlota's. Selbst der ärmste peon hatte mit irgend einem Festzeichen seine bescheidene Hütte am Wege geziert, und die Freude, mit der sie den „vom fernen Osten kommenden weißen Mann" empfingen, trug den unverkennbaren Stempel der Aufrichtigkeit. Auch beim Einzuge in die Hauptstadt waren Indianer nicht nur aus be-

nachbarten Ortschaften, sondern auch aus ferneren Gegenden mit ihren Frauen und Kindern in großen Massen herbeigeeilt und verliehen durch ihre Anwesenheit den Festlichkeiten ein volksthümliches Gepräge.

Was hatte nun jene enterbten Nachkommen eines hochgebildeten Volksstammes, der, als er vor dreihundertsechzig Jahren grausam unterjocht wurde, an Cultur in mancher Hinsicht seinen christlichen Eroberern überlegen war, bewogen, dem neuen Herrscher so demonstrativ ihre Sympathien entgegenzubringen? Warum schlossen sie sich so schnell dem ihnen bisher völlig unbekannten Manne an? Aberglaube und Priestereinfluß erklären diese Erscheinung.

Die katholischen Geistlichen nehmen es häufig nicht sehr genau bei ihren Bekehrungen; sie geben sich zufrieden, die Heiden mit einem dünnen christlichen Firniß zu überziehen. So war auch das den Indianern Anahuacs zur Zeit des Cortéz und seiner Nachfolger durch wholesale-Taufen, wie einst den Sachsen Wittekind's auf Befehl Karl's des Großen, octroyirte Christenthum ein rein äußerliches und hat seitdem kaum eine Vertiefung erfahren. Auch heute noch schlummert bei der Mehrzahl von ihnen unter der Decke des katholischen Cultus der alte heidnische Glaube; häufig genügt eine geringe Veranlassung, diesen in seiner ganzen Kraft und Ueberzeugung wieder zu erwecken. Da es nun bei der Berufung eines österreichischen Erzherzogs sich vornehmlich um die Aufhebung der vom Minister Antonio de Lerdo y Tejada entworfenen und vom Präsidenten Juarez kräftig durchgeführten sogenannten „Reformgesetze" handelte, durch welche die Güter des Clerus zum Nationaleigenthum erklärt worden waren, so nahm dieser, in der Hoffnung, die ihm entgangenen Reichthümer und den damit verbundenen Einfluß zurückzuerlangen, keinen Anstand, sich den Aberglauben der Indianer zu nutze zu machen, um dieses Element der mexikanischen Bevölkerung für die Sache Maximilian's zu gewinnen.

Für den vorliegenden Fall eignete sich trefflich die Sage von Quetzacoatl.

Die schon angeführte Gräfin Kolonitz erwähnt in ihrem Buche „Eine Reise nach Mexiko im Jahre 1864" dieses Umstandes ausdrücklich. „Jene Sage," schreibt sie, „welche trotz allen äußerlichen Christenthums nebst vielem andern Aberglauben in den Traditionen der Indianer fortlebt, hatte äußerst günstig für den Kaiser gewirkt. Sie sahen in ihm den weißen Mann, der zu ihrem Glücke und zur Erhebung aus ihrer bisherigen gedrückten Lage über das Meer gekommen war, und sie begrüßten ihn mit dem größten Jubel."

Ich will diesen Anlaß benützen, um hier, mich vorwiegend auf die von Fray Bernardino de Sahagun bald nach der spanischen Eroberung angestellten Forschungen stützend, einige Aufklärung über jene in Europa vermuthlich nicht viel gekannte Sage zu geben.

Ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen ist es den Geschichtsschreibern und Archäologen bis heute nicht gelungen, ein klares Bild von der mit den mannigfachsten Fabeln umkleideten, wenn auch zweifellos historischen Persönlichkeit des Quetzacoatl zu liefern. Der Kern der Mythe ist noch nicht völlig herausgeschält. Festzustehen scheint, daß Quetzacoatl der Reformator der gesellschaftlichen Zustände unter den Tolteken war, welche sich zu den später von Norden her vordringenden Azteken etwa wie die civilisirteren Etrusker zu den erobernden Römern verhielten. In der Nahuatlsprache stammt sein Name von coatl, Schlange, Sinnbild der Stürme, und quetzalli, die grünen Schwungfedern des Vogels tototl, welche für so kostbar erachtet wurden, daß sie zur Metapher dienten, um ein theueres Wesen zu bezeichnen: „noquetzale — o meine schöne Feder." Hieroglyphisch wird Quetzacoatl unter dem Bilde einer gefiederten Schlange dargestellt.

Er spielte in Mexiko eine ähnliche Rolle wie Manko

Capak unter den Peruanern. Bald wird er als Eingeborener betrachtet, häufiger als ein vom Osten Eingewanderter. Bald erscheint er ursprünglich als Oberpriester, bald als König in der Hauptstadt Tullan, dem heutigen Tula. Bald wird er geschildert als von weißer Hautfarbe und schön, bald als auffallend häßlich, immer aber mit länglichem Kopfe und starkem Barte. Als die Azteken ihn später unter ihre Götter aufnahmen, gaben sie seinem Gesicht und Körper eine vollständig schwarze Hautfarbe.

Während seiner Herrschaft in Tula blühte für Mexiko das goldene Zeitalter. Quetzacoatl hatte das Volk den Ackerbau gelehrt. Eine Kolbe Mais war damals so groß, daß ein Mann sie mit Mühe zu tragen vermochte. In allen Farben hing die Baumwolle an den Sträuchern, so daß sie sofort, ohne einer weiteren Färbung zu bedürfen, zu Gewändern verarbeitet werden konnte. Cacaobäume bedeckten die Abhänge der Hügel. Die Waldungen waren von tausenden von Vögeln belebt, die im buntesten Gefieder prangten, unter ihnen der schon erwähnte, nach dem Herrscher genannte quetzaltototl. Süße Wohlgerüche erfüllten die Lüfte. Quetzacoatl war es auch, der die Kunst einführte, das Silber zu schmelzen und die Edelsteine zu schneiden. Er erfand die Hieroglyphen; er erließ die weisesten Gesetze. Alle seine Unterthanen lebten im Ueberfluß. Armuth und Mangel waren ihnen unbekannt. Tiefer Friede, gepaart mit hoher Sittlichkeit, herrschte im ganzen Reiche. Da aber kamen drei fremde Zauberer in's Land. Quetzacoatl war krank geworden; Jene versprachen, ihn durch ein überaus wohlschmeckendes Getränk zu heilen. Lange sträubte er sich, von dem Safte der Maguëypflanze, dem teometl, dem Götterwein, heute pulque geheißen, zu kosten. Endlich verstand er sich dazu, und da das Getränk ihm mundete, trank er mehr davon, bis er berauscht wurde. Die Zauberer mißbrauchten seinen Zustand, um sich des Reiches zu bemächtigen. Sie zwangen Quetzacoatl, die Ge-

walt niederzulegen und in die Verbannung zu ziehen. Vorher jedoch verbrannte er alle seine prachtvollen Paläste, vergrub seine Kostbarkeiten, verwandelte die Cacaobäume in Dornbüsche und befahl den buntbefiederten Vögeln, vor ihm herzufliegen auf seinem Wege in die Fremde. Wiederholt hielt er Rast, so in Cuautitlan und in Cholula, wo später ihm zu Ehren eine Pyramide mit einem prächtigen teocali erbaut wurde. Fort und fort beweinte er sein Loos und das seines Volkes. Seine Thränen durchlöcherten den Stein, auf dem er sich niedergelassen; seine Hände, welche krampfhaft den Granitblock erfaßt hatten, ließen ihre Spur darin zurück.

Man fragte ihn, warum er denn fortginge? Er antwortete: „Die Sonne hat mich gerufen, ich muß zu ihr nach Tlapallam." Gegen den Stamm eines Baumes, genannt pochotl (bombax ceiba) schoß er einen aus dem nämlichen Holze geschnitzten Pfeil ab. Dieser durchbohrte den Stamm, blieb in ihm haften und bildete somit ein Kreuz — das Zeichen der künftigen Erlösung.

Manche Missionäre, welche an verschiedenen Punkten des alten Mexiko Kreuze vorgefunden hatten, behaupteten deshalb, die Religion des Gekreuzigten habe schon früher dort Fuß gefaßt, und wollten in Quetzacoatl den Apostel Thomas erblicken, der über den Stillen Ocean gekommen und im Hafen von Hualulco gelandet sei. Weil außerdem von jenem halbmythischen Wesen erzählt wurde, es habe Blut getrunken und ein Kind verzehrt, so glaubten sie in dieser Erzählung eine Symbolisirung der Eucharistie zu entdecken.

Endlich nach langer Wanderung erreichte Quetzacoatl die Küste des mexikanischen Golfes. Dort verfertigte er sich aus Schlangenhäuten ein Floß — coatlapechtli —, bestieg es und fuhr in das weite Meer hinaus. Bevor er Abschied nahm von dem Häuflein seiner Getreuen, die ihm bis dahin gefolgt waren, versprach er ihnen, einstmals wiederzukehren, um ihnen

das goldene Zeitalter, dessen die Tolteken sich erfreut hatten, zurückzubringen.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich mich noch über ihn als aztekische Gottheit auslassen, seine Bildsäulen und die ihm zu Ehren veranstalteten Feste beschreiben; überdies genießt er als Gott heutzutage keinerlei Bedeutung mehr unter den Indianern Mexiko's; ihnen gilt er lediglich als Erlöser, als Messias, und anknüpfend an die soeben mitgetheilte Sage, harren sie seiner Wiederkunft.

Jedenfalls war es darum ein von der mexikanischen Geistlichkeit geschickt ersonnener Plan, diese heidnische Legende zu Gunsten Maximilian's zu verwerthen.

Vor wenigen Jahren hat ein mexikanischer Dichter Alfredo Chavero die Mythe von Quetzacoatl zu einem Trauerspiel umgearbeitet, welches am 24. März 1878 in einem Theater der Hauptstadt zur Aufführung gelangte. Darin erscheint Quetzacoatl ausdrücklich als Repräsentant des Christenthums, der an Stelle der Anbetung der Götzenbilder die Verehrung des Kreuzes gesetzt habe. Bei seinem Scheiden prophezeit seine Geliebte, Xochitl, in späterer Zeit würden Männer vom Aufgange der Sonne her kommen, um von Neuem das Kreuz als Zeichen Quetzacoatl's und Symbol der Erlösung in Anahuac aufzupflanzen. Das Stück ist schwach; die einzige Stelle von Bedeutung, welche es enthält, ist diejenige, in der dem siegreichen Führer der Azteken, Huitzilihuitl, als er den durch Quetzacoatl's Verzicht leer gewordenen Thron besteigen will, vom Oberpriester der Tolteken die Worte entgegengeschleudert werden:

„Loco es aquel pueblo que al extraño entrega sus destinos" — thöricht ist das Volk, welches einem Fremdling seine Geschicke anvertraut.

Das Publikum lohnte diese für Jedermann verständliche Anspielung mit donnerndem Beifall. „Mexiko für die Mexikaner!" lautet seit dem Falle Maximilian's die Parole.

Nichtsdestoweniger hätte dieser klug gehandelt, das gleichviel durch welche Mittel für ihn günstig gestimmte indianische Element, welches numerisch den Hauptfaktor der mexikanischen Bevölkerung bildet, durch Erfüllung seiner berechtigten Wünsche an sich zu fesseln. Daran dachte er aber anfänglich gar nicht. Er begnügte sich, mit der ihm eigenen, aus natürlichem Wohlwollen entsprossenen Popularitätshascherei, welche ihn auch sofort die mexikanische Tracht anlegen ließ, einige der hervorragendsten Indianer mit Anreden zu „beglücken" und sie zur Tafel zu ziehen, aber nicht einmal mit Versprechungen speiste er sie ab. Noch weniger befaßte er sich mit der Besserung ihrer elenden Lage, wie auch Juarez, obgleich — oder vielleicht weil? — er der nämlichen Race angehörte, es unterlassen hatte. Erst Ende September 1865 wurde ein wirkungslos gebliebenes Dekret für ihre Emancipation aus dem peonage, einer Art von Hörigkeitsverhältniß, erlassen. Ich will nicht behaupten, daß es Maximilian mit Hilfe der Indianer gelungen sein würde, sich im Lande zu halten. Zum Mindesten hätte er sich aus ihnen eine große Schaar ergebener Anhänger schaffen können. Als sie aber sahen, daß nichts, absolut nichts in ihrem Interesse geschah, und daß Alles beim Alten blieb, da zogen sie sich enttäuscht und grollend in ihre Dörfer zurück und sahen mit Gleichgültigkeit das Scheitern seiner Mission.

„Quetzacoatl," sagten sie traurig, „ist noch nicht nach Mexiko zurückgekehrt."

Der zweite Faktor, den Maximilian in Mexiko hätte berücksichtigen müssen, war die Geistlichkeit. Ihren Intriguen und Machinationen verdankte er ja hauptsächlich seine Krone, unter der stillschweigenden Bedingung, die seinerseits sich vermuthlich zu einem festen Versprechen condensirt haben mag, des donnant — donnant, d. h. ihr als Zahlung für seine Ernennung zum Kaiser die Aufhebung der „Reformgesetze" zu gewähren.

Daß er diese Bedingung, oder dieses Versprechen nicht er-

füllen konnte, war indeß nur theilweise seine Schuld. Eine große Anzahl der in Mexiko ansässigen Franzosen hatte die bei der Umwandlung der Güter der todten Hand in Nationaleigenthum sich bietenden vortheilhaften Conjunkturen zu benützen verstanden und war zu niedrigen Preisen in den Besitz von früher der Kirche gehörenden Häusern und Haciendas gelangt. Natürlich verspürten die neuen Besitzer keine Neigung, diese wieder herauszugeben, und die französische Regierung verbot Maximilian, die „Reformgesetze" durch einen einfachen Federstrich zu beseitigen; höchstens dürfe er sie einer vorsichtigen Revision unterwerfen.

Damit war aber dem Clerus nicht gedient.

Der Erzbischof von Mexiko, Pelagio Antonio de Labastida, der gleich den meisten der übrigen ausgewanderten, richtiger gesagt, ausgewiesenen Bischöfe noch vor der Ankunft des Kaisers zurückgekehrt war, hatte es für seine Pflicht gehalten, bei der Regentschaft, die den Befehlen Forey's blind gehorchte und keinen Schritt zur Regelung jener Angelegenheit that, zu protestiren. In einem Briefe an den französischen Militär-Commandanten der Hauptstadt, General Baron Neigre, schrieb Labastida: „Die Kirche erleidet heutzutage in ihren Rechten und Ansprüchen dieselben Angriffe, die sie während der Regierung von Juarez erduldet hat; ja sie sieht sich noch erbitterter verfolgt."

Daran konnte Maximilian nichts ändern. Er befand sich also von seinem Regierungsantritt an in einer zweideutigen Lage. Die Clerikalen, welche ihn gerufen hatten, wollten nichts von ihm wissen, seit er nicht die Macht — wohl auch kaum den Willen — hatte, ihren Forderungen gerecht zu werden. Die wahren Liberalen standen als Republikaner thatsächlich, oder doch ihren Gesinnungen nach, auf Seiten des Präsidenten Juarez. Der Kaiser sah sich demnach genöthigt, sich zwischen zwei Stühlen auf — die Erde zu setzen. Auf keine

Partei konnte er sich stützen; sein Ministerium mußte er zum Theil aus pseudo-liberalen Ueberläufern bilden.

Die Pfaffen, immer geneigt und geschickt zu Verschwörungen, arbeiteten im Geheimen eifrigst daran, den „Eindringling" — el intruso —, wie sie den Kaiser zu nennen anfingen, wieder zu beseitigen und fanden in dem grausamen und fanatischen General Márquez, sowie im Expräsidenten Miramon, dem es nicht behagte, der Zweite im Staate zu sein, willige Helfershelfer. Der Kaiser mußte dieselben sogar, seiner eigenen Sicherheit wegen, aus dem Lande entfernen, indem er den ersten als Gesandten nach — Constantinopel, wo er nicht das Geringste zu thun hatte, den zweiten zum Studium des preußischen Artillerieweſens nach Berlin schickte, oder sage ich genauer, verbannte. Ueber letztere Episode habe ich schon in der ersten Reihe dieser „Erinnerungen" gesprochen.

Der Conflikt mit dem Clerus wurde durch das schroffe Auftreten des nach langem Zögern zu Anfang Dezembers 1864 in Mexiko eingetroffenen päpstlichen Nuntius Meglia verschärft. Durch diesen ließ Pio nono dem Kaiser einen Brief überreichen, der nach weitläufigen Klagen und Beschwerden über die traurige Lage der Kirche in Mexiko und nach Berufung auf die von Maximilian auf seiner Durchreise durch Rom dem heiligen Vater gegebenen Zusicherungen, klar und bündig „den Widerruf der verderblichen Gesetze" forderte, „welche nun schon seit so langer Zeit die Kirche unterdrücken", und „unter der Mitwirkung der Bischöfe und in den nöthigen Fällen der apostolischen Autorität die erforderliche völlige Reorganisation der gesammten kirchlichen Angelegenheiten" verlangte.

Wie aber diese Reorganisation vor sich zu gehen habe, zeigte folgende Stelle des päpstlichen Briefes:

„Um auf das Schleunigste der Kirche wieder glückliche Tage zu geben, ist es vor Allem nöthig, daß die katholische Religion mit Ausschluß jeden andern dissidenten Cultus fort-

fahre, der Ruhm und Halt der mexikanischen Nation zu sein; daß die Bischöfe wieder frei seien in der Ausübung ihres Pastoralberufes; daß die religiösen Orden wieder hergestellt und nach denjenigen Instructionen, für welche Wir die Vollmacht gegeben haben, reorganisirt werden; daß das Kirchenvermögen und alle an dasselbe sich knüpfenden Rechte vertheidigt und geschützt werden; insbesondere auch, daß Niemand die Erlaubniß erhalte, falsche und subversive Lehren zu verbreiten; daß aller Unterricht, der öffentliche sowohl als der private, geleitet und überwacht werde durch die kirchliche Autorität; und daß endlich alle Fesseln gebrochen werden, durch welche bis jetzt die Kirche unter der Abhängigkeit und der Willkür der bürgerlichen Regierung gehalten wurde."

Der Rest des Schreibens enthält die üblichen salbungsvollen Phrasen, die sich in allen von der Curie ausgehenden Schriftstücken vorfinden.

Maximilian war um eine Enttäuschung reicher. Er hatte sich eingebildet, er werde mit Hilfe des Papstes einen erträglichen modus vivendi zwischen Staat und Kirche in Mexiko herstellen können, ohne sich in allzu offenen Widerspruch mit den seit einigen Jahren auch dort eingeführten, ihm selbst zusagenden Toleranzideen zu setzen. Aus der Geschichte hätte er aber wissen müssen, daß ein derartiges Abkommen nun und nimmermehr von Rom zu erlangen ist. Freilich verschwenden klügere Staatsmänner als er auch heute noch ihre Zeit und Kräfte, um, sei es auch nur in einzelnen Punkten, ein Nachgeben seitens der Curie zu erzielen, und zerstoßen sich umsonst den Kopf an dem Felsen des römischen non possumus. Das kommt daher, weil die meisten Angreifer bis zu einem gewissen Grade gleichzeitig geheime oder offene Anhänger der von der Kirche vertheidigten Lehren sind und mit einem Fuße in ihrem Lager stehen. Nur wer vollständig geheilt ist von der uns in unserer Jugend eingeimpften religiösen Krankheit, darf im Kampfe mit der Clerisei

auf Siege hoffen. Bei Maximilian hatte aber der Gesundungsprozeß kaum erst begonnen. Pius IX. stand das Recht zu, an den „katholischen Sinn des Kaisers, von dem er anderweit so viele Beweise gegeben habe", zu appelliren.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß gerade in den Beziehungen zu Rom der schwankende Charakter des Herschers von Mexiko besonders deutlich zu Tage trat. Das Schreiben des Papstes beantwortete er mit einem Dekret, das einige Forderungen der Curie bewilligte, andere zurückwies, für noch andere weitere Unterhandlungen in Aussicht stellte. Der Nuntius erklärte, er besitze keine Vollmachten noch Instruktionen, um sich in eine Diskussion über diese neuen Vorschläge einzulassen. Es folgte zwischen ihm und der Regierung ein Schriftenwechsel, der einen immer gereizteren Ton annahm, hauptsächlich seit der Kaiser seinem Justizminister Escudero mittelst Cabinetschreibens den Auftrag ertheilt hatte, ihm Vorschläge zu einer Revision der „Reformgesetze", unter theilweiser Anerkennung von deren faktischen Wirkungen, zu unterbreiten. Der Schluß dieses Dokuments lautete: „Vollziehen Sie dieses Alles gemäß dem Prinzipe einer weiten und freimüthigen Toleranz, aber im steten Hinblick darauf, daß die apostolisch-katholisch-römische Religion die Staatsreligion ist."

Das Wort Toleranz wirkte auf den Nuntius wie ein Stück rothen Tuches auf einen Truthahn. Es erfolgte seinerseits ein scharfer Protest, und zuletzt blieb der Regierung nichts Anderes übrig, als „ihre Beziehungen zum Erzbischof i. p. Meglia als völlig abgeschlossen und beendet" zu erklären. Der Nuntius schiffte sich ein.

Auf diesem, Angesichts der politischen Lage falschen, abgesehen davon, einigermaßen freisinnigen Standpunkt verharrte der Kaiser indeß nicht. Fast gleichzeitig mit dem Abbruch der Verhandlungen mit Meglia schickte er vielmehr eine außerordentliche Gesandtschaft, der sogar ein Bischof angehörte, an den Papst,

um sich direkt mit der Curie zu verständigen. Dieser Versuch, der die Schwäche Maximilian's in ein klares Licht stellte, war am Wenigsten geeignet, Pius IX. versöhnlicher zu stimmen. Cardinal Staatssekretär Antonelli äußerte sogar im Kreise seiner Vertrauten, niemals werde er in irgend ein Abkommen mit dem „österreichischen Erzherzoge" willigen, degradirte diesen also eigenmächtig seiner Kaiserwürde.

Trotzdem mußte die Kaiserin Carlota noch Schritte thun, um persönlich den heiligen Vater umzustimmen. Auch sie erreichte nichts. Ihr Mißerfolg trug sogar dazu bei, die arme Frau in die Nacht des Wahnsinns zu stürzen.

Anstatt sich nun aber durch diese Unnachgiebigkeit und Herzlosigkeit des Stellvertreters Gottes zu gerechtem Zorn entflammen zu lassen und das Tischtuch zwischen sich und den Pfaffen in Mexiko zu zerschneiden, was that Maximilian? Erst klagt und jammert er am 21. Oktober 1866 in Orizaba: „Ich bin erschöpft! Ich gehe. Ich kann nicht mehr zweifeln, daß meine Gemahlin wahnsinnig ist." Und unmittelbar darauf läßt er sich von dem schurkischen Pater Fischer umgarnen, schenkt den hohlen Versprechungen des Episcopats, ihm Geld und Soldaten zur Verfügung zu stellen, Glauben, wirft sich der clerikalen Partei, nachdem er sie zwei und ein halbes Jahr hindurch vor den Kopf gestoßen, ganz in die Arme, verspricht die bisher perhorrescirte Aufhebung der „Reformgesetze", begiebt sich unter den Schutz eines Márquez und eines Miramon, die ohne seine Erlaubniß im Oktober 1866 aus ihrer Verbannung heimgekehrt waren und sich ihm in Orizaba vorgestellt hatten, verläßt auf deren unheilvollen, vielleicht verrätherischen Rath die Hauptstadt und unternimmt den unklugen Zug nach Querétaro, um dort seinen Tod zu finden.

Ein derartiger Umschwung ist sicher nicht zu rechtfertigen. Und hätte selbst Maximilian den Sieg über die liberalen Armeen der Generale Escobedo und Porfirio Diaz davon-

getragen, er würde doch seinem Schicksal nicht entgangen sein. Die Clerikalen, die nur darum sich ihm wieder genähert, weil sie Angst hatten vor dem Vordringen der republikanischen Heere, und die des Kaisers immer noch nicht vollständig geschwundenes Prestige zu ihren Gunsten ausbeuten wollten, würden ihn ohne Gewissensbisse später haben fallen lassen, um einen Mann nach ihrem Herzen an die Spitze des Landes zu berufen — vermuthlich Miramon.

Pater Fischer's hatten die Bischöfe sich als Werkzeuges bedient, einmal weil er ein vollendeter Hallunke, dann weil er als geborener Deutscher der deutschen Sprache mächtig war und wegen dieses Umstandes von seinen violetten Auftraggebern für besonders geeignet gehalten wurde, maßgebenden Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen.

Als ich im Januar 1867 von Monterey nach Durango ritt, übernachtete ich im Pfarrhause des Städtchens Parras, so genannt wegen des daselbst betriebenen Weinbaues — das Wort parras bedeutet Rebengelände. Dort hatte der ehrwürdige Pater eine Zeit lang als cura párroco gewirkt. In dem Pfarrhause wohnte noch seine — Frau mit etlichen Kindern. Nachdem der Protestant August Fischer sich als Winkeladvokat in San Antonio durch einige kleine „Unregelmäßigkeiten" unmöglich gemacht und es für klug befunden hatte, sich einer im wenig civilisirten Texas nicht unwahrscheinlichen Anwendung des Lynchgesetzes durch rechtzeitige Flucht über die mexikanische Grenze zu entziehen, hielt er, um zu einer Stellung zu gelangen, es für das Vortheilhafteste, seinen alten Glauben abzuschwören, gewann durch seinen Uebertritt die Zuneigung des Bischofs von Durango, trat, nach Empfang der Weihen, in dessen Dienste als Sekretär, mußte später, da er sich einem deutschen Kaufmann gegenüber, in dessen Haus er gastfreundlich aufgenommen worden war, eines schmählichen Vertrauensmißbrauchs schuldig gemacht hatte, indem er ihm seine Frau verführte, strafweise als Pfarrer nach Parras

versetzt, wohin jene Frau ihm nachfolgte, und wurde dort von dem reichen imperialistischen Grundbesitzer Sanchez Navarro entdeckt, nach Mexiko mitgenommen und dem Kaiser vorgestellt. Dieser, durch Fischer's stattliche Persönlichkeit und scheinbare Offenherzigkeit bestochen, ernannte ihn zu seinem Hofkaplan, betraute ihn bald darauf mit einer Mission nach Rom, die gleichfalls erfolglos verlief, und machte ihn schließlich zu seinem Cabinetssekretär.

In dieser Eigenschaft hatte Pater Fischer viele geheime Papiere Maximilian's in Verwahrung. Nachdem der Kaiser, den er sich wohl gehütet hatte, nach Querétaro zu begleiten — als Mann des Friedens empfand er eine ausgesprochene Abneigung gegen kriegerische Abenteuer — hingerichtet war, bot Se. Ehrwürden jene Papiere unserer Regierung zum Kauf an. Durch die Vermittelung eines deutschen Kaufmanns in Mexiko wurde der Handel abgeschlossen. Für die Summe von 1500 Pesos händigte der treue Sekretär uns die Hinterlassenschaft aus. Dieser gemeine Verrath an seinem todten Wohlthäter hinderte ihn jedoch nicht, sich, nach Europa zurückgekehrt, als begeisterter Verehrer seines „armen, unglücklichen Kaisers" zu gebahren, und alljährlich an dessen Todestage, 19. Juni, celebrirt er eine feierliche Messe für die Ruhe seiner Seele.

Maximilian schrieb einmal: „Fürsten sollten nie vergessen, daß die Personen ihrer Umgebung eine doppelte Wichtigkeit haben, erstens als Fühlhörner, um die Begriffe und Meinungen der Außenwelt zu fühlen und aufzusaugen, und zweitens als Aushängeschild, nach dem man auf den Inhalt der Boutique schließt. Wie wichtig ist daher die Wahl der Umgebung!"

In diesem Falle, wie in vielen andern, hat er jedoch keinen Scharfblick gezeigt. Er selbst würde lebhaft protestirt haben, wenn man von dem Pater Fischer als „Aushängeschild" auf den „Inhalt der Boutique", auf ihn selbst, hätte schließen wollen. Oder erinnerte er sich betreffs jenes Menschen eines anderen

seiner Aphorismen: „Für anrüchige Schufte ist der Ocean das beste Reinigungsbad und der Urwald ein Feld der Buße und der Zukunft"? Und erachtete er jenen „anrüchigen Schuft" durch Ocean und Urwald für genügend gereinigt, um ihn seines rückhaltlosesten Vertrauens zu würdigen?

Man kann Maximilian gewiß nicht den Vorwurf machen, er habe sich nicht genügend für seine zukünftige Kaiserlaufbahn vorbereitet. Er that es im Gegentheil nur zu viel, lange bevor er Gelegenheit hatte, Mexiko aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und auf theilweise absichtlich gefälschte Informationen hin. Die zahlreichen, schon in Miramar von ihm entworfenen und mühsam ausgearbeiteten Gesetzentwürfe können nicht einmal als schätzbares Material gelten. Auf sie war die Anekdote von jenem Schuster anwendbar, der auf den Vorwurf seines Kunden, die neuen Stiefel paßten ihm nicht, voll Selbstbewußtseins erwiderte: „Die Stiefel sind schon gut; Ihr Fuß ist nur zu groß."

Maximilian wollte seine europäischen Ideen ohne Rücksicht auf die durchaus verschiedenen mexikanischen Verhältnisse verwirklichen und brachte dadurch anstatt der angestrebten Ordnung eine grenzenlose Verwirrung in die Verwaltung. Ueberhaupt war er viel zu sehr Theoretiker. Klüger hätte er gehandelt, nicht eher irgend welche Reformen einzuführen und die Dinge lieber noch eine Zeit lang im gewohnten Schlendrian fortgehen lassen, als sofort mit unkundiger Hand in das administrative Getriebe einzugreifen. Als seine erste Aufgabe mußte er ansehen, sich durch persönliches Studium über die Lage des Landes zu orientiren. Er soll wohl bisweilen das Beispiel des Khalifen Harun al Raschid befolgt haben, der zur nächtlichen Stunde verkleidet in den Straßen seiner Hauptstadt umher wandelte, um zu erfahren, wie seine Unterthanen lebten, was sie thaten und trieben, um zu erspähen, was ihnen fehlte. Wenn solche romantische Episoden in der That stattgefunden

haben und nicht blos erfunden sind, um dem Kaiser eine Aureole zu schaffen, gelernt hat er aus seinen Streifzügen wenig.

Ostentativ hielt Maximilian sich die Fremden fern; auf viele der Mexikaner, die er in seine Nähe berief, konnte er sich aber nicht verlassen. Das wußte er selbst. Unter seinen in unsere Hände gefallenen Papieren befindet sich eine eigenhändig von ihm geschriebene Liste der Personen seiner Umgebung, unter Beifügung des Urtheils, das er sich über jede von ihnen gebildet hatte. Die meisten dieser kurzen Charakteristiken lauten ungünstig.

Nach der Convention von Miramar sollte das französische Expeditionscorps nur möglichst kurze Zeit in Mexiko verbleiben, allein die etwa 8000 Mann starke Fremdenlegion wollte, dem Artikel 3 gemäß, Napoléon III. seinem Schutzbefohlenen erforderlichen Falles sechs weitere Jahre belassen, ein Versprechen, das er überdies später, nach einer an Castelnau am 13. Dezember 1866 gerichteten Depesche, durch den Befehl, auch jene Legion zurückzuschicken, brach! Maximilian mußte deßhalb vor allen Dingen die Organisation einer Nationalarmee betreiben, nachdem so ungeschickt wie möglich seine östereichischen und belgischen Hilfstruppen im Lande verzettelt worden waren. Er hatte um so mehr Anlaß dazu, als er die Franzosen im Innersten seines Herzens haßte, so daß es in seinem wohlverstandenen Interesse gewesen wäre, sich so schnell als möglich derselben und mit ihnen seines Peinigers, des despotischen Marschalls Bazaine, zu entledigen.

Ernstlich ging er aber an die Arbeit, sich ein eignes Heer zu bilden, erst, als er erfuhr, daß der Kaiser der Franzosen, durch das Cabinet von Washington gedrängt, beschlossen hatte, seine Truppen in kürzester Frist allmälig zurückzuziehen. Wiederholt hatte Staatssekretär Seward in wenig höflich gehaltenen Noten hierauf bestanden und von Paris die bindendsten Zusagen erhalten. Im Januar 1866 überbrachte Baron Saillard dem

Kaiser diese Mittheilung in offizieller Form. In demselben Monat hatte Drouyn de l'Huys dem französischen Gesandten in Mexiko, Dano, eine Note zugehen lassen, welche die Worte enthielt: „Unsere Occupation muß ein Ende nehmen"; „die Lage, in welcher wir uns in Mexiko befinden, kann nicht länger andauern" und ähnliche. Ja es wurde dem Kaiser von Paris aus insinuirt, „es sei gefährlich für ihn, nur durch fremde Truppen gehalten zu werden." Auch an Bazaine wurde geschrieben: „Unsere militärische Rolle muß allmälig aufhören."

Der Kaiser durfte sich nicht der Illusion hingeben, daß er noch für einige Zeit auf die ihm durch Frankreich gewährte Unterstützung rechnen könnte. Er that es dennoch, schrieb klägliche Bittbriefe sowohl an „seinen lieben Marschall", wie an die leitenden Persönlichkeiten in Paris, und schickte Almonte hinüber, um einen Aufschub jener Maßregel zu erwirken. Als Alles nichts fruchtete, veranlaßte er seine eigene Frau, sich im Sommer 1866 nach Europa zu begeben, um persönlich Louis Napoléon die gleiche Bitte vorzutragen, außerdem auch, wie schon erwähnt, den Papst zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nutzlos hatte er sie, die stolze Fürstin — ihr Vater, Leopold I. war inzwischen, am 10. Dezember 1865, gestorben — der rücksichtslosesten Behandlung seitens jenes gekrönten Parvenüs ausgesetzt. Der interimistische amerikanische chargé d'affaires in Paris, John Hay, sprach in der Note, in welcher er seinem Chef in Washington die Ankunft der Kaiserin meldete, von ihr als von der „fraglichen Dame". Und Maximilian selbst hatte schon vorher von dem nämlichen Parvenü auf den Jenem durch Almonte überbrachten Vorschlag, der auf ein weiteres Verbleiben der französischen Truppen in Mexiko und auf weitere Geldvorschüsse hinauslief, die Antwort erhalten: „Man kann sich das Verharren in den Illusionen kaum erklären, die bei der Abfassung dieses Entwurfes vorgeherrscht haben müssen." Auch behufs seiner Anerkennung durch

die Vereinigten Staaten machte er Anstrengungen. Sein Agent Arroyo wurde jedoch nicht vorgelassen.

Jeder unparteiisch Urtheilende muß in diesem Verfahren einen Mangel an Würde erblicken.

Zwischendurch hatte der Kaiser Anwandlungen von Energie. Am 2. Dezember 1865 schrieb er an Bazaine: „Der Augenblick ist gekommen, zu regieren und zu handeln" — ein indirektes Eingeständniß, daß er bisher nicht regiert noch gehandelt hatte — und am 6. Januar 1866: „Ich weiß, daß ich eine außerordentlich schwierige Aufgabe übernommen habe, aber ich besitze den Muth, die Last zu tragen, und ich werde aushalten."

Würdiger wäre es gewesen, unter solchen Umständen nicht auszuhalten und freiwillig das von Anfang an undurchführbare, zuletzt absolut unmöglich gewordene Unternehmen aufzugeben, als einen zwecklosen Bürgerkrieg in dem unglücklichen Mexiko fortzuführen. Als Erzherzog hatte er einmal gesagt: „Bayonnette gegen Außen gekehrt, sind Waffen der Vertheidigung, gegen Innen zu können sie nur zum Selbstmorde verwandt werden" Und an einer andern Stelle: „Wer ausgespielt hat, muß von den Brettern abtreten." Schon zu Anfang des Jahres 1866 hatte er gründlich ausgespielt; trotzdem trat er nicht ab.

Von seinem Entschluß, nach erfolgtem Abzug des französischen Expeditionscorps oder sogar schon etwas früher, die Parthie aufzugeben, durfte er sich unter keinen Umständen abbringen lassen. Das Zureden des Paters Fischer in Orizaba erzielte aber wohl nur deßhalb eine Wirkung, weil dessen Vorschlag den geheimen Wünschen Maximilian's entsprach.

Mein Bruder ist immer noch Kaiser, mag er gedacht haben, und ich sollte abermals wie vor meiner Thronbesteigung mich einem abstumpfenden, entnervenden otium, mehr denn früher sine dignitate, in meinem Schlosse Miramar hingeben? Nimmermehr! Und um nicht wieder herabzusinken von der erklommenen Höhe, ließ er sich die unerhörtesten Demüthigungen

gefallen, welche auch ein den edelsten Beweggründen entsprungener Ehrgeiz nicht zu entschuldigen vermag.

Man hat die Worte , die er sprach, um, zur unliebsamen Ueberraschung Bazaine's, Dano's und des inzwischen eingetroffenen Specialgesandten Napoléon's, des Generals Castelnau, sein ferneres Bleiben zu begründen: „Ich will nicht auf dem letzten Gepäckwagen der Franzosen nach Europa zurückkehren", als Beweis seiner hochherzigen Gesinnung gepriesen. War er denn aber nicht auch, figürlich gesprochen, auf einem französischen Fourgon in Mexiko eingezogen?

Hauptsächlich aus dem Grunde, sagt man ferner, sei er nicht fortgegangen, weil er seine Anhänger nicht der Rache der siegreichen Republikaner habe aussetzen wollen.

Auch diese Behauptung trifft nicht zu.

Die Forderungen, welche er an die drei erwähnten Vertreter Frankreichs gestellt hatte: freie Ueberfahrt für die Offiziere und Soldaten der österreichischen und belgischen Legion, Gewährung hinreichender Subsistenzmittel an dieselben, sowie lebenslänglicher Pensionen für deren Invaliden, die Bedingung, daß sie zuerst eingeschifft würden, Zahlung von 100,000 Pesos an die „Prinzessin" Josefa Iturbide, die Mutter des zum Thronfolger designirten Salvador Iturbide, sowie weitere 10,000 an diesen unter die Obhut Hidalgo's in Paris gestellten jungen Mann, der heute noch, mit einer Ungarin verheirathet, seine Visitenkarten mit einer phantastischen Kaiserkrone schmückt — Alles, Alles war durch ein am 16. November 1866 ausgefertigtes, die Unterschriften von Bazaine, Dano und Castelnau tragendes Dokument ausdrücklich bewilligt worden; und für die verhältnißmäßig geringe Anzahl derjenigen mexikanischen Imperialisten, welche sich in hervorragender Weise compromittirt hatten, würden sich auch wohl noch Mittel und Wege gefunden haben, sie rechtzeitig der ihnen zukommenden Strafe für ihren Landesverrath zu entziehen.

So sinkt Stück für Stück der von Maximilian's Verehrern aufgeführte Legendenbau unter den rücksichtslosen Axtschlägen der Geschichte zusammen.

Sogar seine aufrichtigsten Freunde haben es nicht gewagt, das Blutdekret vom 3. Oktober 1865, durch welches sämmtliche Republikaner zu Straßenräubern und gewissermaßen vogelfrei erklärt wurden, zu rechtfertigen. Ich selbst habe zugestanden, daß es auf Drängen Bazaine's erlassen wurde. Vom Staatsrath war es vorher diskutirt und gebilligt, von den Ministern war es unterzeichnet worden. Es trägt aber auch die Unterschrift des Kaisers. Die Verantwortlichkeit dafür vermag dieser also nicht von sich abzuschütteln. Ja noch mehr! Auf dem Entwurf, welchen ich in Händen gehabt und genau durchgelesen, finden sich eigenhändige Randbemerkungen Maximilian's, die keineswegs immer Abschwächungen der strengen Maßregeln enthalten, ein Beweis, daß er sich eingehend und — zustimmend mit der Sache beschäftigt hatte. Als einzig zu machende Ausnahme bezeichnete er gegen Bazaine den General Vicente Riva Palacio, Sohn des berühmten Rechtsgelehrten Mariano, der zusammen mit Rafael Martinez de la Torre später mit großem Geschick die Vertheidigung des Kaisers vor dem Kriegsgericht in Querétaro führte. Dahingegen wurden auf Grund des Dekrets die Generale Arteaga und Salazar, welche im Staate Michoacan von den Truppen des kaiserlichen Anführers Mendez besiegt und gefangen worden waren, ohne Weiteres erschossen; unzählige andere brave Republikaner, die kein weiteres Verbrechen begangen hatten, als ihr Vaterland und dessen Institutionen gegen die Fremdherrschaft zu vertheidigen, sind ihm zum Opfer gefallen. Wie der Kaiser Bazaine kannte, durfte er nun und nimmermehr ihm eine derartige Waffe, seine Grausamkeit zu befriedigen, in die Hand geben. Im günstigsten Fall kann man Schwäche als Entschuldigungsgrund anführen. Für einen Monarchen reicht derselbe nicht aus.

Spät erst, nachdem trotz allen Abrathens der Vertreter Frankreichs, in deren Interesse es lag, Maximilian zur Abdankung zu bewegen und dadurch Napoléon III. eine schwere Verantwortung zu ersparen, und welche sogar an eine Wiederaufrichtung der Republik unter einem sich gewissen französischen Bedingungen unterwerfenden Präsidenten gedacht hatten, vom Kaiser der Versuch gemacht war, sich auf eigene Füße zu stellen, wurde jenes entsetzliche Dekret vom 3. Oktober 1865 widerrufen, die Einstellung der politischen Verfolgungen angeordnet und die politischen Vergehen der Aburtheilung durch die Kriegsgerichte entzogen. Maximilian mußte es, abgesehen von seinen natürlichen Gefühlen, schon aus dem Grunde thun, weil er die damals mehr denn je unausführbare Idee gefaßt hatte, eine Nationalversammlung zusammen zu berufen, auf daß sie über die zukünftige Organisation Mexiko's endgültig entscheide. Eine eigenthümliche Vorbereitung dazu war freilich die Weiterführung des Kampfes. Früher, am 7. August 1866, hatte er übrigens propio motu ein anderes ähnliches Dekret wie das obenerwähnte in Aussicht genommen und es Bazaine zur Beurtheilung zugeschickt, nämlich den Belagerungszustand über das ganze Land zu verhängen. Es gelangte nur darum nicht zur Ausführung, weil der Marschall sehr richtig erwiderte, de facto bestehe derselbe schon überall, wo französische oder kaiserliche Truppen weilten.

Wie verschieden hiervon war die Behandlung, welche wir den in unsere Gewalt gefallenen Gefangenen angedeihen ließen! Die meisten unserer Generale, namentlich Porfirio Diaz, dessen Entweichung aus Puebla allerdings mit Zustimmung Maximilian's erfolgt sein soll, Riva Palacio und Corona haben solche zu Hunderten gemacht und nicht nur keinen derselben erschießen lassen, sondern sie mit großer Menschlichkeit behandelt, oft das letzte Stück Brot der eigenen Soldaten mit ihnen theilend. In dem Treffen von Tacámbaro z. B., in welchem Riva Palacio die republikanischen Truppen befehligte,

betrug die Zahl allein der gefangenen Belgier über 300. Als diese, meist sehr junge Leute, welche von Hause aus freisinnigen Grundsätzen huldigten, sich aus persönlicher Erfahrung überzeugten, daß Alles, was man gegen uns Republikaner gesagt und verbreitet hatte, eitel Verleumdung sei, gingen sie zum Theil zu den Unsern über und ließen sich in unsere Bataillone einreihen. Vom rein militärischen Standpunkt ist dieser Schritt nicht zu billigen, vom politischen hingegen wohl zu erklären. Einige dieser Ueberläufer, ich glaube zehn oder elf, wurden in einem späteren Treffen wieder von den Kaiserlichen gefangen genommen, nach der Hauptstadt gebracht und selbstverständlich ohne Weiteres zum Tode verurtheilt. Am nächsten Morgen sollten sie erschossen werden. Es wird erzählt, Personen, die Erbarmen mit den armen jungen Leuten empfanden, hätten sich, Gnade suchend, an Carlota, als deren Landsmännin, gewandt, diese aber sich entschieden geweigert, ein gutes Wort für sie einzulegen. So mußten sie denn ihr militärisches Vergehen mit dem Leben büßen und befleckten den Purpur der Kaiserin mit ihrem Blute. Ueberhaupt hielt man in Mexiko Carlota für weit energischer, aber auch für weit grausamer als ihren Gemahl. Vielleicht läßt sich dieses psychologisch aus ihrer Kinderlosigkeit erklären.

Seinen künstlerischen Neigungen, seiner Prunkliebe, sowie seinem unüberlegten Hange zum Geldausgeben war Maximilian in Mexiko treu geblieben. Er umgab sich mit einem glänzenden Hofstaate, schuf eine in schimmernde Uniformen gekleidete, ganz überflüssige Palastgarde, gab prachtvolle Feste, baute den Nationalpalast in Mexiko und das zu seiner Sommerresidenz erkorene Schloß Chapultepec um, ließ sie auf das Reichste einrichten, sorgte für eine kostspielige Vertretung an fast sämmtlichen europäischen Höfen und überschüttete seine Günstlinge mit Geschenken, kurz streute das Geld mit vollen Händen aus, uneingedenk des wachsenden Elends im Lande.

Die Spanier haben ein hübsches Sprichwort, um ein solches

Vorgehen zu bezeichnen: hacer caravanas con sombrero ageno, wörtlich: Complimente machen mit fremdem Hute. Riesensummen, die Maximilian, der vor seiner Abreise aus Miramar sich dem Bankerotte gegenübergesehen, den großentheils durch wucherische Anleihen gefüllten mexikanischen Kassen entnahm, verschleuderte er auf diese Weise. Er war freigebig aus — fremder Tasche.

Des Kaisers Geldgebahrung ist einer der wundesten Punkte seiner Regierung.

Durch ein Dekret des Präsidenten Juarez vom 6. Februar 1868 war Manuel Payno, der frühere Finanzminister Comonfort's, beauftragt worden, aus den an verschiedenen Orten zerstreuten Archiven die Rechnungen zusammenzusuchen und zu gruppiren, welche sich auf die Finanzverwaltung Mexiko's während der Epoche der fremden Intervention und des sogenannten Kaiserreichs bezogen. Diese überaus schwierige Arbeit war am 5. Mai desselben Jahres vollendet. Sie enthält ein ziffermäßiges Sündenregister Maximilian's und seiner Anhänger, einschließlich der Franzosen. Sie zeigt, mit welch' grenzenloser Leichtfertigkeit in jener Zeit gewirthschaftet wurde, als ob jeder daran Betheiligte fortwährend das après nous le déluge vor Augen gehabt und zur Richtschnur seiner Handlungen genommen hätte.

Der in solchen Fragen sehr competente, mir seit meiner Ankunft in Mexiko befreundete Verfasser hatte die Liebenswürdigkeit, mir ein Exemplar seines fast tausend Seiten großoktav starken Werkes, mit einer freundschaftlichen Widmung versehen, zu übersenden. Aus dieser in Europa bisher wohl kaum benützen Fundgrube schöpfe ich die folgenden Daten und bedauere nur, sie nicht in ausführlicherem Auszuge wiedergeben zu können.

Zahlen sprechen. Hier sprechen sie ein unangreifbares Verdammungsurtheil über den Erzherzog Ferdinand Max. Aus

ihnen erhellt, daß er am Wenigsten geeignet ewar, dem verarmten und verschuldeten Mexiko aufzuhelfen.

Für das rücksichtslose, oft brutale Benehmen der Offiziere des französischen Okkupationsheeres ist Maximilian natürlich nicht direkt verantwortlich zu machen. Die dadurch in der Bevölkerung erzeugte Erbitterung übertrug sich jedoch zum Theil auf seine Regierung, denn man verhehlte sich nicht, daß hauptsächlich seinetwegen die Lasten und Unannehmlichkeiten zu tragen waren. Auch die Märsche der republikanischen Truppen verursachten manche unvermeidliche Beschwerden; in der Regel suchten aber unsere Offiziere Unterkunft in den öffentlichen Gebäuden, vorzugsweise in den von ihren bekutteten Insassen verlassenen Klöstern. Nicht so die französischen. Sie ließen sich überall Privatquartiere anweisen, und ihre als Behörden fungirenden Bundesgenossen, die einheimischen Verräther, sorgten schon dafür, daß ausschließlich liberale Familien damit beläftigt wurden. Jene aber traten dann stets als Eroberer auf, beanspruchten alle möglichen bisweilen auch unmögliche Bequemlichkeiten, baten nie, sondern forderten, vertrieben oft die Bewohner ganz und gar aus ihrem Heim, und wenn diese nach Abzug der Truppen dorthin zurückkehrten, fanden sie Möbel und sonstige Einrichtungsgegenstände theils arg beschädigt, theils ganz zerstört, theils fortgeschleppt. Offiziersburschen und Trödler machten hierbei gute Geschäfte. Im Februar 1864 wurde die Rentensteuer durch eine Abgabe von 8 pro Tausend ersetzt und deren Erträgniß als Entschädigung für die Einquartierung bestimmt. Der Zweck dieser Maßregel war jedoch lediglich, den französischen Offizieren eine außerordentliche Feldzulage zu schaffen, denn die meist gewaltsam eingetriebenen und dem französischen Zahlmeisteramt überwiesenen Summen gelangten pro rata je nach der militärischen Rangordnung zur Vertheilung. In der Hauptstadt wurden z. B. dem Marschall Bazaine die ganze Zeit der Intervention über monatlich 1000 Pesos für Logis ausbezahlt,

dazu 1050 für seinen Stab, 457 für seine Verwaltungsbeamten u. s. w., im Ganzen 15 bis 16,000 Pesos, ungerechnet 5 bis 7000 mehr, angeblich für Ausbesserung der Casernen. Die Beträge kassirten die Betreffenden auch dann ein, wenn sie sich auf dem Marsche befanden und ihre Wohnungen in Mexiko häufig Monate lang nicht bewohnten. Um die den beiden höchsten Anführern, Forey und Bazaine, zugewiesenen Quartiere entsprechend einzurichten, wurden 203,182 Pesos, also über eine Million Francs, verausgabt, darunter für ein Bettgestell 1750, für Bettwäsche 800, für Vorhänge 16,000, für Spiegel 10,000, für ein Paar Blumenvasen 4000, für Blumentöpfe, Pflanzen und Blumen 6500, für Anzüge der Dienerschaft, Kochgeräth u. s. w. 8000, für zwei Porzellan- und Krystallservice über 7000, wobei ich vieles Andere übergehe. Diese Ausgaben machte die Regentschaft, speziell der Lakai der Franzosen, Almonte, für jene beiden Heerführer. Ein verliebter Millionär hätte für seine Braut kein prachtvolleres home vorbereiten können.

Schon vor der Ankunft Maximilian's in Mexiko wurde, wenn auch nicht auf seinen Befehl, viel Geld verschleudert unter dem Vorwand, dem neuen Kaiser einen würdigen Empfang zu bereiten. Daß die nach Miramar entsandte Deputation sich 104,902 Pesos für Reisespesen berechnete, habe ich bereits erwähnt. Für Malereien, Tapeten, Möbel und dergl. im Nationalpalaste der Hauptstadt wurden 101,012 verausgabt. Die Ausschmückung mit Möbeln, Teppichen, Blumen u. s. w. der Häuser in den Städten Orizaba und El Palmar, in welchen das Kaiserpaar auf seiner Reise von Veracruz nach Mexiko sich einige Tage aufhielt, kostete 15,211 Pesos. Die Ausgaben für die Landreise selbst, einschließlich des Empfanges in der Hauptstadt, beliefen sich auf 115,348 Pesos, wobei die von den kleineren Ortschaften zu diesem Zweck gemachten nicht einmal berücksichtigt sind. Allein für die Dekorirung der kaiserlichen Loge im National-

theater figuriren 2500, außerdem 6000 für die der übrigen Theile des Gebäudes, für Triumphbogen 7000, für Illumination des Palastes und der Kathedrale 1800, für Feuerwerk 5500.

Vorher hatte der Erzherzog, wie gesagt, 3 Millionen Francs von der Anleihe Glyn Mills & Co. in Miramar erhalten; fünf weitere Millionen wurden in zehn Wechseln zu 500,000 Francs nach Mexiko geschickt und dem mexikanischen Schatzamte eingeliefert. Das war für den Anfang; lange reichten diese Millionen natürlich nicht.

Dem heiligen Vater, für den unter dem euphemistischen Namen „Peterspfennig" jährlich Millionen zusammengebettelt werden, waren vom Kaiser bei seinem Aufenthalt in Rom 40,000 Francs geschenkt worden, eine ziemlich anständige Bezahlung für die Mühe, die der Mann, welcher den lieben Gott auf Erden zu vertreten vorgiebt, sich gemacht hatte, über die gebeugten Häupter Maximilian's und Carlota's die Hände auszustrecken und dabei einige lateinische Worte zu murmeln, vulgo die Herrschaften zu segnen!

Nach dem ersten Kassenbuche Maximilian's, das mit dem 12. April 1864 in Miramar beginnt und mit dem 30. Juni des nämlichen Jahres, mit welchem Datum der kaiserliche Hausstand in Mexiko errichtet wurde, abschließt, erhielt der Verwalter des erstgenannten Schlosses behufs Anschaffung verschiedener Gegenstände 200,000 Francs eingehändigt. Die gesammte Civilliste des Kaisers während jener Monate betrug 336,066 Francs, die der Kaiserin 44,809; unabhängig davon die Kosten der Reise die sich auf eine halbe Million beliefen. 880,874 Francs der ersten Anleihe waren demnach noch vor der Uebernahme der Regierung durch Maximilian zerstoben, uneingerechnet die in Mexiko verschwendeten Summen.

Das Kaiserreich Agustin's de Iturbide hatte einen so ephemeren Bestand, daß keine genauen Daten über die durch dasselbe verursachten Kosten vorhanden sind. Der erste Präsident

der Republik, Guadalupe Victoria, der gewohnt war, während der Insurrektion gegen die spanische Colonialherrschaft in Höhlen zu wohnen und sich mit tortillas zu nähren, hatte nicht mehr Bedürfnisse als ein Spartaner. Nachdem er abgetreten war, befand er sich in völliger Armuth. Alle Präsidenten der Republik mußten sich mit einem Jahresgehalt von 36,000 Pesos und geringen Nebeneinnahmen begnügen. Sogar der prunkhafte Diktator Santa Anna gab monatlich nicht über 8—10,000 Pesos aus. Benito Juarez beantragte selbst eine Herabsetzung seines Gehalts auf 30,000. Einschließlich der Palastausgaben betrug der Jahresbetrag für die Präsidentschaft etwas über 50,000 Pesos — weniger, als Maximilian in einem halben Monat verbrauchte.

Vergleiche lagen nahe und mußten zu Ungunsten des monarchischen Systems ausfallen. Zu denken gaben ferner die nach Miramar übermittelten Summen, über deren Höhe keine genauen Rechnungen vorliegen. Nur so viel ist ersichtlich, daß außer den schon angeführten 200,000 Francs, gleich 38,642 Pesos, dorthin allein vom 10. Juli bis zum 21. Oktober 1864 in zehn Parthien 389,400 Pesos remittirt wurden, im Ganzen also 428,042!

Nur ein Theil dieses Geldes wurde zur Bezahlung von nach Mexiko geschickten Gegenständen verwendet. Sollte nicht das übrige dazu gedient haben, frühere Gläubiger zu befriedigen? Quien sabe?

Als Civilliste wies sich der Kaiser monatlich 125,000 Pesos an, außerdem seiner Gemahlin 16,667, was für das Jahr 1,700,000 Pesos ausmacht, gegenüber den 30,000 des Präsidenten Juarez! So hatte es Maximilian schon in Miramar festgesetzt. Der im mexikanischen Volke gehegte Glaube, daß er sich täglich 10,000 auszahlen ließ, beruhte somit allerdings auf Uebertreibung; immerhin war die Summe noch eine recht ansehnliche.

Das mexikanische Budget für das Jahr 1869 warf aus:

für den gesetzgebenden Körper	735,360
für den Präsidenten der Republik	52,880
für den Richterstand	488,290
für den öffentlichen Unterricht im Bundesdistrikt	334,920
zusammen	1,611,450.

Hieraus erhellt, daß allein mit der Civilliste Maximilian's und Carlota's nicht nur die Erfordernisse der drei republikanischen Staatsgewalten, der legislativen, der exekutiven und der richterlichen, sondern außerdem noch die der hauptstädtischen Unterrichtsanstalten gedeckt werden konnten, ja daß sich noch ein Ueberschuß ergab. Mit ungefähr einer Million Pesos jährlich bestreitet der Magistrat von Mexiko sämmtliche Ausgaben der Hauptstadt: Gasbeleuchtung, Straßenpflasterung, öffentliche Anlagen, Gefängnisse, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w., während zwei Personen, die allerdings das Bedürfniß empfunden hatten, sich eine Krone auf das Haupt zu setzen, 700,000 Pesos mehr verbrauchten und damit nicht auskommen konnten. Später unterwarfen sie sich wohl bedeutenden Einschränkungen, doch der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, so daß ihnen aus ihrer gezwungenen Sparsamkeit, die immer nur eine relative war, kein Verdienst erwächst.

Die Kostspieligkeit des Kaiserreichs ist hiernach nicht zu bestreiten, und hat es etwa dafür dem Lande außergewöhnliche Vortheile gebracht? Ich kenne keinen einzigen; im Gegentheil, nur Leichen und Ruinen und Elend hat es hinter sich zurückgelassen.

Im Juli 1864 war der Hofstaat installirt, aus einer meist völlig nutzlosen höheren und niederen livrirten Dienerschaft bestehend, die mehr sich des Kaisers bediente, als daß sie dem Kaiser diente, und sich bemühte, bis an die Achseln ihre beutegierigen Arme in die Kassen zu versenken. Da gab es einen Großmarschall und Minister des kaiserlichen Hauses, den be-

rüchtigten Almonte, mit einem Jahresgehalt von 10,000 Pesos, einen Sekretär, Staatsrath Schertzenlechner, mit 4,500, welchen Maximilian später in sehr unceremonieller Form entlassen mußte, einen Schatzmeister, Adjutanten, Kammerdiener, Köche, Beamte des Marstalls, Hellebardiere, Gärtner, Pferdejungen, die eine hübsche Summe monatlich aufzehrten. Für das Silber der kaiserlichen Tafel wurden bezahlt 47,414 Pesos, für das Porzellan 11,376, für das Krystall 3,503, für Tischwäsche 7,258, für Bettwäsche 1,268, für den ersten Ankauf von Weinen 21,488, für den von Wagen, Pferden und Geschirren 79,953, für den von Livréen und Uniformen 36,816 — ein einziger Silberhelm der Hellebardiere kostete 230 Pesos — für den Transport verschiedener Gegenstände aus Europa 64,325. In der Küche gingen außer den Gehältern und den Weinen monatlich 3,852 Pesos auf. Nach aufgefundenen Rechnungen erscheinen in dreißig Tagen 4000 Eier verbraucht, 1000 Pfund Fett und 2500 Pfund Eis. Die kaiserlichen Köche verstanden es ebenso gut, de faire danser l'anse du panier, wie die Pariser Köchinnen. Alle aus Europa herübergekommenen Höflinge, darunter die Gräfinnen Zichy und Kolonitz, der Marquis Corio, der Graf Bombelles, lebten wie die Fliegen im Honigtopf, was viele derselben nicht hinderte, das Beispiel der Ratten zu befolgen und rechtzeitig das Schiff, als es zu sinken begann, zu verlassen. Almosen wurden reichlich gegeben, wenigstens das Geld dazu diesem oder jenem Hofbeamten, beziehentlich dem Bischof Ramirez, eingehändigt, unter andern auch 10,000 Francs an den Admiral Tegetthoff für die Verwundeten der Fregatte „Radetzky" gesandt. In den folgenden Monaten ging die Wirthschaft in gleicher Weise fort. Im August trank man 700 Flaschen Wein aus. Die Tochter Almonte's, Guadalupe, Braut des Generals Herran, erhielt vom Kaiserpaar als Mitgift ein Geschenk von 100,000 Francs; von dem der Braut Bazaine's, Señorita Josefa Peña y

Azcárate gemachten habe ich schon gesprochen. Die erwähnten Gräfinnen ließen sich monatlich 400 Pesos für Wohnung im Hotel und 150 mehr für Miethe einer Kutsche zahlen; 3500 Pesos wurden den beiden Damen zu ihrer Rückreise nach Europa gegeben und außerdem ein silberner Tafelaufsatz im Werthe von 2000 geschenkt. An außerordentlichen Ausgaben figuriren in der Rechnung für den Juli 36,036, in der für August 13,911, in der für November 18,339, in der für Dezember 27,539 Pesos, darunter 3000 abermals für den Papst und immer kleinere oder größere Rimessen nach Miramar. Die Reise Maximilian's nach Guanajuato und zurück über Morelia und Toluca kostete 26,860 Pesos. Schertzenlechner erhielt 2241, um mit der Eisenbahn nach Veracruz zu fahren und dort den Nuntius Meglia zu empfangen. Für Orden wurden 2889 bezahlt; ein blauer, goldgestickter Mantel für den Kaiser als Großmeister des Guadalupeordens kostete 3000. Vom 1. Juli bis zum 31. Dezember waren im Ganzen 271,106 Pesos verbraucht worden.

Das Jahr 1865 bezeichnet die Glanzepoche des Kaiserreichs, namentlich was Ausgaben betrifft; diese beliefen sich für den Hofstaat auf 1,715,976 Pesos, darunter an außerordentlichen 949,792; sie überstiegen also um 212,009 die Civilliste. An Schreibutensilien für das Sekretariat und sonstigen kleinen Ausgaben Maximilian's figuriren 33,237, mehr als das Gehalt von Juarez betrug.

Ein gewisser Suarez Peredo, mit dem ich zu Zeiten Santa Anna's, wo er Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußeren war, viel verkehrt habe, hieß nun: Don Antonio Diego de la Luz Suarez Peredo, Hurtado de Mendoza, Paredes, Rochel Vivero y Velasco, Beaumont y Leri, Conde del Valle de Orizaba, Vizconde de San Miguél, Caballero de los Olivos y Arrillaga, und war Oberkammerherr der Kaiserin. Neue Orden wurden creirt und viele

Fracks, Uniformen und Damenkleider mit glitzernden Sternen und Kreuzen besäet.

Ein Hofreglement erschien. Eine Menge von Mexikanern, die ihre vergilbten spanischen Adelstitel wieder hervorgesucht hatten, bekleideten hohe Stellungen bei Hofe. Es gab einen Oberceremonienmeister, einen Oberkammerherrn, einen Großalmosenier, einen Generalintendanten der Civilliste, 36 bis 40 Kammerherren, etwa 40 Hofdamen, 5—7 Stallmeister, 7 Aerzte u. s. f. Der fortgesetzte Umbau des Nationalpalastes verschlang weitere Summen, ebenso die Herstellung des Schlosses Chapultepec und der Ankauf von zwei anderen Häusern in Cuernavaca, die ebenfalls in kaiserliche Residenzen umgewandelt wurden. Die ersten beiden erforderten 423,977 Pesos, davon 55,770 für Möbel.

Die Nachkommen des in Padilla hingerichteten Iturbide figurirten jetzt am Hofe als Prinzen von Geblüt und ließen sich eine Dotation von 129,564 Pesos gern gefallen. Wenn aber Maximilian ihre Legitimität anerkannte, so erklärte er sich ja selbst als Usurpator!

An Banketten und Festlichkeiten aller Art war kein Mangel. Maximilian glaubte hierdurch die sogenannten besseren Klassen der mexikanischen Gesellschaft an sich zu fesseln. Er irrte sich. Aus Eigennutz, aus Lust an Neuem, aus Eitelkeit, betheiligten sie sich an denselben. Dank wußten sie dem Gastgeber dafür nicht, und das Volk, auf das es doch in erster Linie ankam, lachte über die höfische Komödie.

Vom Tage seiner Ankunft an zog Maximilian die hervorragendsten seiner Anhänger, sowie diejenigen Personen, welche er gewinnen wollte, zur kaiserlichen Tafel. Manche solcher Einladungslisten haben sich vorgefunden, manche Pseudo-Republikaner sind durch sie compromittirt worden. Uebrigens fehlte es auch nicht an Eingeladenen, die entweder höflichst ablehnten zu erscheinen oder einfach ausblieben, wie z. B. der frühere Minister Móntes.

Maximilian mußte den Affront ruhig einstecken. Viel Geld wurde in diesen Hoffesten verschleudert, ebenso durch die häufige Vertheilung meist in Schmucksachen bestehender Geschenke.

Daß für die käufliche Presse ebenfalls fette Brocken abfielen, ist erklärlich. In Mexiko selbst wie in Europa, sogar in den Vereinigten Staaten wurden Blätter angekauft, um die öffentliche Meinung irre zu führen. In New-York war ein förmliches Bureau eingerichtet, welches an 35,000 Pesos für Beeinflussung mehrerer Blätter, deren Verzeichniß ich gesehen habe, vertheilte. Die „Deutsche Staatszeitung" erscheint darin mit 2000 Dollars betheiligt. Im Ganzen mögen für diesen Zweck 88—100,000 Pesos verausgabt worden sein. Für Concerte und Theatersubventionen verschwanden ungefähr 50,000.

Seit 1866 begannen Reduktionen einzutreten. Die ersten Monate wurden noch 70,000 Pesos ausgegeben; später sank diese Ziffer auf 25 bis 20,000. Unter der Finanzdiktatur des energischen José Maria Lacunza wurde die Civilliste des Kaisers auf eine halbe Million, die der Kaiserin auf 100,000 Pesos herabgesetzt und im Verhältniß hierzu das Ausgaben-Budget vermindert. Ein Brief, mit welchem Maximilian am 17. August 1866 die Vorschläge seines damaligen Finanzministers, des französischen Intendanten Friant, beantwortete, lautet, wie folgt:

„Mein lieber Minister Friant. Ich habe Ihr werthes Schreiben erhalten, worin Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, daß Sie vorläufig 25,000 Pesos monatlich zur Verfügung meiner Civilliste stellen können. Ich kenne zu gut die Pflichten, welche mir die financiellen Schwierigkeiten des Landes auferlegen, um Ihren Vorschlag nicht anzunehmen, obgleich ich mich keiner Täuschung betreffs der Opfer, die er meinem Hofe auferlegt, hingebe. Andererseits ist es unerläßlich, die schwebenden Schulden der Civilliste so bald als möglich zu bezahlen. Um in diese drängenden Angelegenheiten eine definitive Ordnung einzuführen, wünsche

ich, daß Sie mir einen Ihrer Beamten vorschlagen, der das Amt eines Unterintendanten der Civilliste versehen könne, deren Leitung übernehme und durch sein Geschick das vollständige Gleichgewicht herstelle. Für meine Privatausgaben, einschließlich meiner Residenzen von Cuernavaca und Olindo, für meinen Anzug, meine Bibliothek u. s. w. brauche ich monatlich die Summe von 10,000 Pesos, die Sie die Güte haben werden, stets direkt meiner Person einzuhändigen. Im Uebrigen können Sie mir alle nöthigen Ersparnisse vorschlagen; nur wünsche ich, daß nicht über die Personen meines Gefolges und meiner Dienerschaft verfügt werde, und daß man ihnen ohne meine Einwilligung ihre Gehälter nicht herabsetze."

Das ist ein schöner Zug von Maximilian. Stets bereit, sich selbst Einschränkungen zu unterwerfen, suchte er die Interessen seiner Anhänger zu vertheidigen, wie wenig auch manche von diesen eine solche Rücksicht verdienten. Auffallen muß jedoch, daß er so spät zur Einsicht kam, nur die größte Sparsamkeit und die strikteste Ordnung seien im Stande, ihn aus seiner finanziellen Bedrängniß zu retten.

Weiter schreibt er:

„Auf diese Weise, geleitet von Ihren weisen Rathschlägen, und indem ich meinerseits Alles opfere, was meine Würde nur zu opfern gestattet, werden Sie leicht dahin gelangen, die Civilliste in völliges Gleichgewicht zu bringen, ebenso wie Sie, Dank Ihrer Einsicht, es im Allgemeinen mit dem Kaiserreich thun werden, und wir werden für die Zukunft die peinliche Nothwendigkeit vermeiden, zu Lasten der Civilliste Schulden zu sehen, welche die Ehre des Landes schädigen."

Er bewies also abermals, daß er sich von Illusionen nicht zu befreien vermochte und die Lage, wo sie schon völlig schwarz war, immer noch durch rosig gefärbte Gläser anschaute.

Um die ungeduldigen Gläubiger zu befriedigen, mußten Pferde und Wagen, auch die von Maximilian gekauften Eisenbahn-

aktien veräußert werden. Nichtsdestoweniger blieben im November 1866 noch Rechnungen in der Höhe von 90,020 Pesos unbezahlt. Viele sind es heute noch, obwohl Admiral Tegetthoff, als er im Sommer 1867 nach Mexiko kam, um die Leiche des Erzherzogs heimzuführen, etwas Ordnung in die Sache zu bringen trachtete.

Am 28. Mai 1867 wurde dem Pater Fischer, als Cabinetssekretär des Kaisers, die letzte Zahlung auf Conto der Civilliste gemacht. In Querétaro mußte Maximilian sich sehr ärmlich behelfen und fügte sich auch mit anerkennenswerthem Gleichmuth und ungetrübter Heiterkeit in die ihm durch die veränderten Umstände auferlegten Beschränkungen. Uebrigens mag es ihm zur inneren Befriedigung gereicht haben, seinen fast nur aus Parasiten zusammengesetzten Hofstaat los geworden zu sein. Zwar stammt von ihm der Spruch: „Warum nennt man die Hunde treu? Weil sie kriechen und sich prügeln lassen, und der Mensch gar so gern kriechen sieht und gar so gern prügelt". Ich bin aber überzeugt, daß Schranzen und Schmeichler ihm nur Ekel einflößten; ebenso daß er keine Neigung empfand, direkt oder persönlich seine Strafmacht an Jemandem auszuüben.

Alles in Allem wurden Maximilian durch Vermittelung seines Privatschatzmeisters vom 10. April 1864, an welchem Tage er in Miramar die Kaiserkrone annahm, bis zur Uebergabe der Hauptstadt Mexiko an die durch den General Porfirio Diaz befehligten Truppen, am 21. Juli 1867, baar ausgezahlt 3,540,379 Pesos, ferner an seine Gemahlin vom 4. April 1864 bis zum Juli 1866, wo sie sich wieder nach Europa einschiffte, 415,837, darunter 32,890 für ihre letzte Reise; ferner an Gehältern für das Personal seines Civil- und Militärkabinets 99,935 und schließlich für geheime Ausgaben dieser beiden Cabinette 250,833. Der Gesammtbetrag der persönlichen Einnahmen des Kaiserpaares beläuft sich demnach auf 4,306,984 Pesos für den Zeitraum von wenig über drei Jahre!

Ein republikanischer Präsident hätte in der Zeit ungefähr 160,000 Pesos verbraucht!

Ich verzichte darauf, mich hier auch mit den Staatseinnahmen und -Ausgaben, mit den contrahirten Schulden, kurz mit dem Finanzwesen im weiteren Sinne während der Intervention und des mexikanischen Kaiserreichs eingehender zu beschäftigen. Es genüge zu sagen, daß auch darin von Anfang an eine entsetzliche Mißwirthschaft Platz gegriffen hatte, und die Ausgaben gewaltig und ohne Verhältniß zu den Einnahmen in die Höhe getrieben worden waren. Kurz anführen will ich, daß die Kosten für die österreichischen und belgischen Hilfstruppen 4,802,735 ausmachten, während das französische Corps mexikanischen Kassen 30,012,263 entnahm, wobei selbstverständlich die Summen, die ihm aus Frankreich zugingen, unberücksichtigt bleiben. Maximilian hatte sich nämlich verpflichtet, die bis Juli 1864 zum Betrage von 270 Millionen Francs aufgelaufenen französischen Kriegskosten zu decken und fernerhin das gesammte Expeditionscorps zu erhalten. Später, mittels Convention vom 30. Juli 1866, bestimmte er dazu die Hälfte aller aus den Seezollämtern des Landes fließenden Einnahmen. Für ihn selbst und seine Regierung konnte da wenig übrig bleiben.

Nach dem gegen Ende 1866 vollzogenen Rechnungsabschluß repräsentirte die vom Kaiserreich anerkannte äußere Schuld Mexiko's, in welcher sich die unter den ungünstigsten, ja skandalösen Bedingungen contrahirten Anleihen aus dem Jahre 1864 mit 311,600,100, und aus dem Jahre 1865 im Nominalbetrage von 500,000,000 Francs befinden, in Pesos umgerechnet die Summe von 307,931,351; die der Republik hatte sich vor der Intervention auf 63,032,518 belaufen. Zu Ungunsten des Kaiserreichs stellt sich also nach kaum zweidreivierteljährigem Bestand eine Differenz von 244,898,833 Pesos heraus. An Zinsen hatte es jährlich 14, die Republik nur 2 Millionen zu zahlen.

Ich weiß nicht, ob es Andern ebenso ergeht wie mir, der

ich mich in meinem Leben viel mit Statistik beschäftigt habe, welche, nach Buckle, eine der nothwendigsten Grundlagen einer wahrhaftigen Geschichtsschreibung bildet. Richtig geordnet, üben Zahlen einen großen Reiz auf mich aus. Sie enthüllen häufig mehr, als andere Schriftstücke es zu thun vermögen.

Aus obiger Uebersicht gehen nun, meine ich, zwei unbestreitbare Thatsachen hervor, erstens, daß schon aus financiellen Gründen die Errichtung einer exotischen Monarchie in Mexiko unter allen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit ist, zweitens, daß Erzherzog Ferdinand Max am Wenigsten der Mann war, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Die Geschichte sollte ihm den Beinamen geben: „Maximilian mit der offenen Hand". Das Geld lief ihm durch die Finger wie durch einen Sieb.

Wenn ich aber auch seine Fehler schon bei seinen Lebzeiten klar erkannte, so hinderte mich das nicht, ihm eine instinctive Sympathie zu weihen. Ich vermochte durchaus nicht, ihn zu hassen. Was ich für ihn empfand, war vielmehr aufrichtige Theilnahme. Ferner war ich ihm für zwei mir erwiesene Aufmerksamkeiten Dank schuldig.

Es ist mir unbekannt, durch wen er von den prekären Verhältnissen, unter welchen ich 1864 in Paris lebte, Kenntniß erhalten hatte. Eines Tages ging mir dort ein Brief des kaiserlich mexikanischen Gesandten Hidalgo zu, worin dieser mir mittheilte, der Kaiser habe ihn beauftragt, diejenige Summe, welche ich als nöthig zu meiner Rückkehr nach Mexiko angeben würde, mir zur Verfügung zu stellen, unter der ausdrücklichen Zusage, daß ich mich durch Annahme derselben in keiner Weise als ihm gegenüber politisch verpflichtet zu betrachten brauche. Selbstverständlich lehnte ich das Anerbieten ab. Die Handlungsweise Maximilian's war aber darum nicht minder großmüthig.

Ein anderer Fall fand während der Belagerung von Querétaro statt. Bei dem von Miramon in der Frühe des 27. April 1867 unternommenen Ausfall gegen die von mir mit ungenügen-

den Streitkräften besetzte Linie des Cimatario hatte ich beim Durchbruch derselben mein gesammtes Feldgepäck, das in einem aus rohen Steinen aufgeführten Blockhause lagerte, verloren, darunter meine Privatcorrespondenz, die in die Hände kaiserlicher Officiere fiel. Wie mir später erzählt wurde, machten sich diese, unter denen sich mehrere Oesterreicher befanden, nachdem der Feind in den Platz zurückgeworfen war, ein Gaudium daraus, die Briefe zu lesen und umherzuzeigen. Davon erfuhr Maximilian. Sofort ertheilte er den Befehl, alle noch aufzutreibenden Schriftstücke zu sammeln, und ließ sie mir unter Couvert durch einen Parlamentär herausschicken.

Am 15. Mai, dem Tage, als sein Hauptquartier, das er im Kloster Santa Cruz aufgeschlagen hatte, und damit die Stadt Querétaro durch Ueberrumpelung in unsern Besitz gelangte, und er selbst sich gezwungen sah, auf dem Cerro de las Campanas seinen Degen meinem Freunde, dem General Mirafuentes, zu übergeben, weilte ich, mit einer dienstlichen Commission beauftragt, in Morelia. Sobald ich von dem Falle Querétaros Kunde erhielt und mir Urlaub verschaffen konnte, eilte ich dorthin zurück und bat den General en chef, Escobedo, um die Erlaubniß, den inzwischen nach dem im Innern der Stadt gelegenen früheren Kloster der Kapuzinerinnen, zugleich mit den Generalen Miramon und Mejia, überführten Kaiser zu besuchen. Ich wäre glücklich gewesen, das Loos, welches, wie ich nicht zweifeln konnte, ihm bevorstand, von seinem Haupte abzuwenden oder es wenigstens zu erleichtern. Ueberdies hatte man mir versichert, er sei Freimaurer; er habe sich auf einer seiner Seereisen in einer außereuropäischen Loge aufnehmen lassen. Ein besonderer Umstand bestärkte mich in dieser Annahme. Maximilian hatte eine Zusammenkunft mit Juarez gewünscht, der sich damals in San Luis Potosi, etwa 50 Leguas von Querétaro entfernt, befand, unser Präsident dieselbe jedoch abgelehnt. Juarez gehörte nämlich dem Bunde an und hegte die

Besorgniß, wurde erzählt, der Erzherzog würde sich ihm als Br.·. vorstellen, in welchem Falle er nicht feindlich gegen ihn hätte vorgehen dürfen. Darum seine Weigerung, Maximilian zu sehen. Ich aber hielt es aus demselben Grunde für meine Bruderpflicht, Maximilian, als er sich im Unglück befand, meine Dienste anzubieten. Escobedo erwiderte mir, er persönlich habe gegen meinen Besuch beim Erzherzog nichts einzuwenden; da dieser jedoch während der Dauer seines Prozesses von seinem Untersuchungsrichter, dem Oberstlieutenant Aspiroz, abhinge, müßte ich mich mit meiner Bitte auch an ihn wenden. Mit einiger Mühe erlangte ich die Erlaubniß, Maximilian allein sprechen zu dürfen.

Am 28. Mai begab ich mich in's Kloster.

Die Zelle, in welche man den Kaiser gebracht hatte, lag im ersten Stockwerk eines kleinen Seitengebäudes, das nur einen engen Hof hat. Neben ihr — sie war die erste, von links an gerechnet — gab es noch zwei andere; die mittelste bewohnte der durch einen Streifschuß an der Wange leicht verwundete Miramon; die rechts gelegene diente dem General Tomás Mejia zum Aufenthalt. Vor den drei Zellen zog sich ein ziemlich breiter gewölbter Gang hin, von welchem aus man zwischen Bogen über eine niedrige Brustwehr in den Hof hinabblicken konnte. Links von der schmalen Steintreppe, welche zum Flur emporführte, hatte sich, mit Bewilligung Escobedo's, des Kaisers letzter Leibarzt, ein geborener Böhme, Dr. Basch, — der frühere, Dr. Semeleder, gehörte zu jener von mir weiter oben gekennzeichneten Rattenfamilie und prakticirt gegenwärtig noch in Mexiko — einquartiert, um Maximilian, der an Dysenterie litt, jeden Augenblick zur Hand sein zu können.

Basch trat mir, als ich, vom wachthabenden Officier begleitet, die Treppe hinaufstieg, entgegen und redete mich, da er vermuthlich an meiner Physiognomie, trotz der mexikanischen Uniform, die ich trug, erkannte, daß ich ein geborener Deutscher sei, in deutscher Sprache an. Mir ist entfallen, was er mich fragte,

und was ich ihm antwortete. Daß ich aber die Worte, welche er in seinem 1868 veröffentlichten Buche: „Erinnerungen aus Mexiko, Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs" mir in den Mund legt: „Wir sind doch nicht so blutdürstig, als Sie glauben!" nicht gesagt habe, erinnere ich mich auf das Bestimmteste; es lag nicht die geringste Veranlassung vor, mich in dieser Weise gegen ihn zu äußern. Sein Staunen, einen deutschen Freiherrn unter den Officieren der mexikanischen Republik anzutreffen, fand ich bis zu einem gewissen Grade erklärlich. Als wir uns im Laufe der siebziger Jahre in Wien abermals begegneten, begriff er besser, warum ich mein Geburtsland verlassen hatte und Adoptivbürger von Mexiko geworden war, machte mir auch keinen Vorwurf mehr daraus, daß ich um des von ihm hochverehrten Maximilian's Willen nicht meinen politischen Grundsätzen und meiner Fahne hatte untreu werden wollen.

Der wachthabende Officier instruirte die vor jeder der drei Zellenthüren postirten Schildwachen, daß ich frei ein- und ausgehen und mit jedem der Gefangenen ohne Zeugen sprechen dürfe. Ueber meine Unterredung mit dem ehemaligen Kameraden Miguél Miramon habe ich bereits berichtet. Tomás Mejia kannte ich ebenfalls von früher her. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, von untersetzter Gestalt und Vollblutindianer, im Staate Querétaro, der wiederholt, wenn die conservative Partei das Ruder in Händen hatte, unter seiner Verwaltung gestanden, gebürtig. Als Soldat zeichnete er sich durch eine außergewöhnliche Tapferkeit aus, und man kennt von ihm eine Menge kühner Reiterstückchen. Er war gläubig bis zum Fanatismus, ohne sonderliche Begabung, doch eine biedere Natur, eine ehrliche, treue Seele. Ich fand ihn sehr gebeugt, nicht weil er für sich den Tod fürchtete, sondern weil er an das Schicksal seiner jungen, leidenschaftlich von ihm geliebten Frau dachte, die er mit einem Kinde unter dem Herzen allein in der Welt zurück-

lassen mußte. So viel ich weiß, hat später unsere Regierung für Wittwe und Waise gesorgt.

Nachdem ich mich beim Kaiser hatte anmelden lassen, betrat ich seine Zelle und schloß die Thür hinter mir. Es war ein kleines, mit Ziegelsteinen gepflastertes, kalkgetünchtes Gemach, etwa vier Meter lang und zweieinhalb Meter breit, und hatte außer der Thür ein auf den beschriebenen Gang blickendes, vergittertes Fenster. An der hintern Wand, mit dem Kopfende nach links, stand das broncene Feldbett des Kaisers. Das übrige Mobiliar war das denkbar einfachste. Maximilian, der sich unwohl fühlte, lag im Bette, den nur mit dem Hemde bekleideten Oberkörper halb aufrecht an mehrere weißüberzogene Polster gelehnt. Das in der Mitte gescheitelte Haar, der hellblonde Vollbart, sowie Hände und Nägel waren sorgfältig gepflegt. In seiner Physiognomie war der habsburgische Typus, hauptsächlich an der etwas vortretenden Unterlippe, deutlich erkennbar, der Gesammteindruck ein gewinnender. Aus den blauen Augen leuchteten Sanftmuth und Wohlwollen, die Stimme klang weich. Er glich mehr einem Apostel als einem Helden.

Als ich an sein Lager trat, reichte er mir mit freundlichem, resignirtem Lächeln die Hand und sprach zu mir, noch ehe ich Zeit fand, ihn zu begrüßen, sich auf einen Satz meines ihm nach London übersendeten Memorandums beziehend, die unter den damaligen Umständen mich tief ergreifenden Worte:

„Baron Gagern, Sie sind ein guter Prophet gewesen."

Ich versuchte darauf, durch die unter Freimaurern üblichen Zeichen mich ihm als Mitglied dieses Weltbundes zu erkennen zu geben. Meine Zeichen blieben unbeachtet. Später mischte ich in die Unterhaltung freimaurerische Ausdrücke und sagte ihm, er möge absehen von der Uniform, die ich trage, und nur einen Menschen in mir erblicken, der nicht allein mit Freuden

bereit, sondern auch moralisch verpflichtet sei, ihm, soweit meine Pflicht es gestatte, zu helfen. Maximilian dankte mir herzlich, zeigte aber nicht mit einem Wort, nicht mit einem Zeichen, daß er meine freimaurerischen Andeutungen verstanden habe. Ich begriff, daß er dem Orden nicht angehöre.

Nach den Blättern aus dem Tagebuche des Prinzen Felix zu Salm-Salm, in denen ausführlich die Ereignisse von Querétaro beschrieben sind, wurde gerade gegen Ende des Monats Mai stark gearbeitet, um die Entweichung des Kaisers in's Werk zu setzen. Manches mag sich aber doch wohl anders zugetragen haben, als in jenem Buche erzählt wird. Die Anstrengungen, die zu dem genannten Zwecke gemacht wurden, waren so ungeschickter Art, daß sie fehlschlagen mußten. Einige der dabei betheiligten Personen scheinen vorzugsweise darnach getrachtet zu haben, ihr eigenes Haupt mit einem großentheils unverdienten Nimbus zu umgeben.

Jedenfalls trug auch der Kaiser einen Theil der Schuld, daß der Fluchtplan nicht gelang. Davon mich zu überzeugen, fand ich hinlängliche Gelegenheit während der dreistündigen Unterhaltung, welche ich mit ihm in seiner Zelle hatte.

Nur für kurze Zeit schien er nämlich den ganzen Ernst seiner Lage zu begreifen, wie mir Dieses aus den ersten an mich gerichteten Worten ersichtlich geworden war. Unmittelbar darauf ließ er sich aber wieder, nach seiner Gewohnheit, von Illusionen beherrschen. So erwartete er mit Bestimmtheit eine Intervention zu seinen Gunsten seitens der europäischen Mächte. Als ich ihm bemerkte, daß eine solche, selbst wenn sie angestrebt werden sollte, vermuthlich zu spät eintreffen dürfte, meinte er, die in Mexiko anwesenden fremden Gesandten jener Mächte müßten in deren Namen mündlich oder schriftlich einschreiten. Meinen Einwand, die Regierung der Republik könne jene Herren ja gar nicht als diplomatische Vertreter anerkennen, sondern erblicke in ihnen lediglich Privatpersonen und müsse deshalb deren bons

offices zurückweisen, konnte er allerdings nicht entkräften; aber sofort suchte er nach einem neuen Hoffnungstau, das freilich wieder sich nur als ein Strohhalm erwies. Hülfe werde ihm aus Washington kommen; im „weißen Hause" könne man nicht dulden, daß an ihm ein Mord begangen werde, der indirekt das republikanische Prinzip benachtheilige.

Diese Voraussetzung hatte einen Schatten von Berechtigung. Am 6. April war von dem amerikanischen Vertreter, Mr. Campbell, von dessen Excursion an Bord der „Susquehannah" in Gemeinschaft mit Sherman ich gesprochen habe, an unsern Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sebastian Lerdo de Tejada, durch einen Sendboten eine Note übermittelt worden, deren Ton und Inhalt dem diplomatischen Usus durchaus nicht entsprachen. Darin hieß es:

„Meine Regierung hat die größte Genugthuung bei der Nachricht von dem Rückzuge des französischen Heeres und dem Vormarsch des mexikanischen empfunden. Diese Genugthuung wurde jedoch kürzlich durch die Berichte getrübt, welche sie über die gegen die Kriegsgefangenen von Zacatecas bewiesene Strenge empfing. Da Ihre Truppen in solcher Weise erregt sind, fürchtet sie, daß auch in dem Falle der Gefangennehmung des Prinzen Maximilian und der seinen Befehlen unterstehenden Streitkräfte sich jene Strenge wiederholen könne."

In ähnlicher Weise ging es noch einige Zeilen fort. Der Schluß der Note lautete:

„Meine Regierung trägt mir auf, dem Präsidenten Juarez schnell und wirksam ihren Wunsch kundzugeben, daß im Falle der Gefangennehmung des Prinzen Maximilian und seiner Anhänger ihnen die menschliche Behandlung zu Theil werde, welche von den civilisirten Nationen den Kriegsgefangenen gewährleistet ist."

Augenscheinlich theilte Campbell die Auffassung, welche der österreichische Gesandte in Washington in einer am nämlichen

Tage und über die nämliche Sache an Seward gerichteten Note huldigte, und in der sich die Worte finden:

„Ich trage um so weniger Bedenken, mich an Sie, Herr Minister, zu wenden, als ich nicht nur Vertrauen in die Freundschaft der amerikanischen Regierung setze, sondern weil dieselbe ein Recht zu besitzen scheint, von Juarez zu verlangen, daß er die Kriegsgefangenen schone; sind doch großentheils die Triumphe der liberalen Partei in Mexiko der moralischen Unterstützung der amerikanischen Regierung zu verdanken."

Gegen eine derartige Behauptung muß entschieden Einspruch erhoben werden. Es ist nicht wahr, daß die Nachbarrepublik erheblich zu unseren Siegen beigetragen hatte, und wäre es selbst der Fall gewesen, niemals durfte das Cabinet von Washington oder sein Abgeordneter sich herausnehmen, in solcher Weise dem unsern Vorschriften zu machen, sonst hätten wir ja nichts weiter gewonnen gehabt, als die französische Intervention durch eine amerikanische vertauscht zu sehen.

Die Veranlassung zu obigen Noten war die Erschießung von Franzosen, die in der Schlacht von San Jacinto in die Gefangenschaft Escobedo's gerathen waren. Man darf aber nicht vergessen, daß jene Franzosen, nachdem das französische Expeditionscorps sich zurückgezogen hatte, und vorher von Marschall Bazaine an alle seine Landsleute die Aufforderung ergangen war, sich mit ihm einzuschiffen, vom Standpunkte des Völkerrechts allein als Flibustier angesehen werden konnten. Die Bestrafung von Verbrechern ist ein untrennbar mit der Souveränetät einer Nation verbundenes Recht, und jene Leute, die unter den Kugeln der Executions-Pelotons fielen, waren unleugbar Verbrecher, nicht einfache Kriegsgefangene.

Uebrigens wurde die Handlungsweise Seward's in Washington selbst keineswegs gebilligt. Am 18. April gelangte im Senat eine Resolution von Johnson zur Diskussion, „den kriegführenden Parteien in Mexiko die Intervention der Vereinigten Staaten

anzubieten.“ Senator Fowler schlug dagegen eine andere vor, welche besagte, daß, „da die Vereinigten Staaten es nicht für passend erachtet hätten, zu interveniren, so lange sich die Franzosen in Mexiko befanden, und diese Intervention für die Mexikaner vortheilhaft gewesen wäre, der Senat begreife, daß, nachdem dieselben den Muth bewiesen, die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen, und es ihnen gelungen sei, die Fremden zu verjagen, das Volk der Vereinigten Staaten volles Vertrauen in die Behandlung setze, welche das mexikanische Volk den Kriegsgefangenen angedeihen lassen werde.“

Senator Morton unterstützte den Antrag Fowler's, nannte Maximilian einen Flibustier und erklärte, die Vereinigten Staaten dürften sich nicht für ihn verwenden, ebensowenig wie sie es gethan hätten, um Walker und Lopez zu retten. Er führte ferner die von Maximilian erlassenen Dekrete, welche der Senat schon früher als „barbarisch und blutdürstig“ bezeichnet hatte, an und wies darauf hin, daß kraft jener Dekrete mehr denn 30,000 Mexikaner, unter ihnen Generale und höhere Officiere, für das angebliche Verbrechen, ihr Vaterland vertheidigt zu haben, erschossen worden seien, ohne daß die Vereinigten Staaten eingeschritten wären, um es zu verhindern.

Johnson's Resolution wurde abgelehnt, die von Fowler angenommen, unter Beistimmung der ungeheuren Mehrheit des amerikanischen Volkes.

Ich glaube kaum, daß Maximilian Kenntniß von diesem Zwischenfall hatte, und hielt es darum für meine Pflicht, ihn über die in den Vereinigten Staaten herrschende Stimmung aufzuklären. Ich wollte ihn hierdurch bestimmen, nicht länger sein Vertrauen auf fremde Diplomaten und fremde Regierungen zu setzen. Sein Optimismus war jedoch plötzlich so stark geworden, daß er sich durch keine meiner Bemerkungen aus ihm herausreißen ließ. Er suchte vielmehr mit vollster Seelenruhe, als ob es sich um eine akademische Frage, die ihn persönlich gar nicht

berührte, handelte, mir gegenüber die Incompetenz des Kriegsgerichts, das über ihn urtheilen sollte, nachzuweisen.

„Entweder," sagte er, „bin ich österreichischer Erzherzog, oder ich bin Kaiser von Mexiko. In beiden Fällen können sechs mexikanische Hauptleute mit einem Oberstlieutenant als Vorsitzenden nicht über mich zu Gericht sitzen."

„Kaiserliche Hoheit irren sich," erwiderte ich ihm, „weder als Erzherzog noch als Kaiser werden Sie von uns angesehen."

„Aber als was denn?"

„Ich bitte, die Schärfe meiner Antwort zu entschuldigen. Dieselbe entspricht aber genau der republikanischen Auffassung, und es dürfte deßhalb wichtig für Euere kaiserliche Hoheit sein, sie zu kennen. Da Sie ohne vorherige Kriegserklärung mit bewaffneter Macht in dieses Land, das eine gesetzlich constituirte Regierung besaß, eingedrungen sind, um diese Regierung zu stürzen, so paßt völkerrechtlich weder die eine noch die andere Bezeichnung, sondern allein diejenige, welcher Senator Morton sich im Senat von Washington bedient hat; der Vergleich mit einem Grafen Raoussset de Boulbon, mit einem Walker und ähnlichen Männern ist durchaus zutreffend."

Maximilian ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und murmelte leise einige Worte vor sich hin, die ich nicht verstehen konnte. Ich zweifle nicht, daß meine rücksichtslose Erklärung wie mit einem Blitzstrahl die ihm drohende Gefahr beleuchtete und sie ihn klar erkennen ließ, vermuthlich aber nur auf kurze Zeit, sonst hätte er nicht von Neuem auf das Eintreffen der aus Mexiko erwarteten Gesandten, unter ihnen des preußischen Ministerresidenten, Baron Magnus, sich ein luftiges Hoffnungsgebäude aufführen können. Bezeichnend ist die Nichtachtung, mit der er stets von dem Vertreter Oesterreichs, dem Baron Lago sprach; noch bezeichnender, daß dieser sich hinter dem Mangel an Instruktionen verschanzte, um nicht das Geringste für den leiblichen Bruder seines Kaisers zu thun,

sogar, wie Salm berichtet, seine Unterschrift, die er unter einen vom Kaiser in der Höhe von 200,000 Pesos ausgestellten Wechsel gesetzt hatte, mit welcher Summe die zur Entweichung erforderlichen Ausgaben bestritten werden sollten, später zurückzog, genauer gesagt, sie mit einer Scheere von dem Wechsel abschnitt.

Traurigen Herzens nahm ich Abschied von Maximilian, als der Fiscal Aspiroz hereintrat und mich aufmerksam machte, die mir zur Unterredung bewilligte Zeit sei abgelaufen. Ich wußte, daß der Erzherzog seinem Schicksal nicht entgehen konnte. Recht und Gesetz sprachen zu bestimmt gegen ihn. Nicht der geschickteste Advokat wäre im Stande gewesen, ihn zu retten.

Es widerstrebte meinem Gefühle, seiner Hinrichtung beizuwohnen; nur meinen Adjutanten schickte ich hin, damit er mir Bericht darüber erstatte. Bekannt ist, daß Maximilian, dem der Platz zwischen Miramon und Mejia angewiesen worden war, Ersteren mit anerkennenden Worten in die Mitte stellte. Hiermit beging er einen Irrthum. Miramon war ihm keineswegs ein ergebener Anhänger, wenn auch weniger treulos als General Márquez, der im Interesse der Kirche zum offenen Verräther an seinem Kaiser geworden war. Eher verdiente den Ehrenplatz der brave Mejia. Am meisten kam er Maximilian selbst zu.

Dieser starb vollkommen gefaßt. Das ist eine historische Thatsache, welche über allem Zweifel erhaben steht. Sein Tod lieferte den Beweis, daß er eines bessern Looses würdig war. „Era una alma grande“. wie Oberst Palacios sagte. Davon zeugt auch der Brief, den er kurz vor seinem Tode an seinen Gegner Benito Juarez schrieb, und in welchem er den Wunsch aussprach, sein Blut möge das letzte sein, das in Mexiko vergossen werde, und daß der Präsident „die gleiche Ausdauer, mit der er die soeben zum Siege gelangte Sache vertheidigt“ habe, „und die ich“ — fuhr er fort — mitten im Glücke an-

zuerkennen und zu schätzen wußte" — dem edelsten Zwecke widmen möge, nämlich der Aussöhnung der Gemüther.

Der Dichter geht zu weit, wenn er schreibt:

„Dem Land', für das zu leben er begehrt,
Sein Herzblut hat er sterbend ihm gelassen,
Und daß sein Haupt der Kaiserkrone werth,
Er zeigt's der Welt noch im Erblassen."

Auch durch den auf der Richtstätte gezeigten Muth hat Maximilian nicht den Beweis beigebracht, „daß sein Haupt der Kaiserkrone werth." Vielleicht hätte er sich eine Bürgerkrone verdienen können, wenn er nicht fortwährend falschen Einflüsterungen Gehör geschenkt und sich häufiger der von ihm selbst aufgestellten Lebensregel erinnert haben würde:

„Nicht zu Allem gebrauch' nur fremde besoldete Hände,
Und sei dessen gedenk, daß Du auch eigene hast."

Unleugbar war er ein außergewöhnlicher Mensch, so hat auch sein Dasein einen außergewöhnlichen Abschluß gefunden. Der Wunsch, welchen er in einem seiner Gedichte ausgesprochen:

„Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang,
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Bei gold'nem Sonnenuntergang!"

— dieser Wunsch ist ihm wenigstens soweit in Erfüllung gegangen, als er in der That auf dem — „Glockenberge" sein Leben aushauchte.

Der Stoff ist mir unter der Feder gewachsen.

Mir erging es wie dem Musiker, dem, wenn er auch nur einzelne Töne anschlägt, sofort ganze bekannte Melodienreihen vor seinem geistigen Ohr erklingen, zu denen jene, ohne jedes Zuthun seinerseits, sich entwickelt hatten.

Beim Hinabsteigen in den Schacht meiner „Erinnerungen" habe ich reichere Schätze gefunden, als ich anfänglich vorausgesetzt. Es war eine Unmöglichkeit, Alles, was ich zu erzählen hatte, in zwei Bände hineinzupressen, wie ich es mir vorgenommen.

Noch bleibt mir Vieles zu sagen übrig.

Ich habe noch zu sprechen von den unmittelbaren Folgen, welche die Erschießung Maximilian's in der öffentlichen Meinung Amerika's und Europa's hatte, von den mit Erfolg gekrönten Schritten, die ich unternahm, um den als preußischer Major bei Saint Privat gefallenen Prinzen Felix zu Salm-Salm aus seiner mexikanischen Gefangenschaft zu befreien; von meinem Zusammentreffen mit Hecker im Jahre 1871 in New-York und unserer Polemik bezüglich der Frauenfrage; von meiner Rückkehr nach Europa und meinem mehrjährigen Aufenthalt in Wien, wo ich mehr oder minder nahe Beziehungen mit manchen hervorragenden Persönlichkeiten anknüpfte; von meiner Reise nach Bukarest im Winter 1877 und meiner Vorstellung

bei der gekrönten Dichterin Cármen Sylva; von dem, was ich auf der Balkanhalbinsel sah, während ich dort als Kriegscorrespondent des russischen „Golos" weilte, und von meiner Bekanntschaft mit General Ignatieff; von meinem Verhältniß zu Franz Pulszky, dem Großmeister der ungarischen Johannislogen und meiner Wirksamkeit im Interesse der österreichisch-ungarischen Freimaurerei; wahrscheinlich auch von meinem alten Freunde, dem soeben ein zweites Mal zum Präsidenten der Republik Mexiko erwählten General Porfirio Diaz.

Vielleicht entschließe ich mich später dazu, diesen Rest meiner Erlebnisse zu schildern; vorläufig nehme ich Abschied von meinen Lesern, mit der Hoffnung, der das alte deutsche Volkslied Ausdruck verleiht: „Wenn Menschen von einander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!"

Mich aber werden sie unverändert finden, wenn ich abermals vor sie hintrete, immer bereit, die sogenannten „großen" Männer ungeblendet aus nächster Nähe zu betrachten, um die ihnen anhaftenden Flecken zu entdecken, immer festhaltend an der Wahrheit, die schon Diderot aussprach, daß der erste Schritt zur Philosophie der Unglaube ist, immer zuversichtlich in die Zukunft schauend, die langsamer oder schneller, aber unvermeidlich den Triumph der Fortschrittsideen auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit herbeiführen muß.

Carlos von Gagern.

Am Jahrestage der mexikanischen Unabhängigkeit,
den 16. September 1884.

Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C